Im Gang der Uhr
Coeur-As

Zwei Novellen von

Manfred Kyber



Zweite Auflage

1922

Union Deutsche Verlagsgesellschaft

in Stuttgart

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Im Gang der Uhr

Eine Kleinstadtgeschichte

Es war ein altes Haus, das Haus an der Heiligenbrücke zu Würzburg.

Eine trotzige, schräg abfallende Mauer schloß es nach dem Main ab, und erst in einer Höhe von drei Mann guckten kleine Fenster aus dem grauen Stein hervor, so daß man gleich sah, das Bauwerk müsse zur Zeit des Faustrechts entstanden sein, wo noch keine wohllöbliche Polizei Gut und Blut der Bürger schützte und wo jedermann darauf eingerichtet sein mußte, gelegentlich siedendes Öl aus seinen gastlichen vier Wänden zu gießen und sein Häuschen, wenn's an der Stadtgrenze lag, in eine Festung umzuwandeln.

Jetzt freilich, in unserer gesitteten Zeit, wo die Polizei an Stelle des heißen Öls getreten ist, war solch eine Schutzmauer nicht mehr vonnöten, und wenn man um die Ecke ging und das Haus von der Gassenseite betrachtete, merkte man auch nicht mehr allzuviel von seinem einstigen wehrhaften Charakter. Die blankgeputzten Fenster, die im Sonnenlicht eines frischen Aprilmorgens blitzten, nahmen sich groß und stattlich aus, und wenn das Mauerwerk auch verwittert aussah und allerlei wunderliche Schnörkel aufwies, so hatte es doch nichts Düsteres und Drohendes mehr, sondern sah eher aus wie eine gemütliche Tante, die noch aus der guten alten Zeit stehen ge-

blieben ist. Eine Treppe mit abgenutzten, regenverwaschenen Stufen, von einem schweren schmiedeeisernen Geländer umsäumt, führte auf eine kleine Plattform, auf der man sich erholen konnte, bevor man sich zu einer neuen Anstrengung entschloß und die rostige Klingel am blanken Messinggriff zog. Meist aber stand die Tür, die aus schweren Eichenbohlen, mit reichem Schnitzwerk versehen, gefügt war, halb offen, und man konnte in den großen dunklen Vorraum blicken, dessen Dämmerlicht nur schwach von einer ewigen Lampe erhellt wurde, die vor dem Muttergottesbilde in einer hohen, mit gotischen Ornamenten verzierten Nische hing. Ave Maria, ora pro nobis — war dort in den Stein gemeißelt. Hier war's nun freilich wieder etwas düster und schauerlich, und beim flackernden Schein der ewigen Lampe, der in gespenstigen Reflexen über die kalten Steinfliesen huschte, konnte man wohl unwillkürlich an Klostermysterien und Hexenprozesse denken. Aber das ist nur vorübergehend, man gibt sich einen Ruck, schneuzt sich vernehmlich in sein getupftes Taschentuch und dann ist man wieder in der schönen Gegenwart, in der es, Gott sei Lob und Dank, keine hochnotpeinlichen Halsgerichte mehr gibt und in der keine Hexen mehr verbrannt werden.

Ob es trotzdem auch keine Hexen gibt, ist wieder eine andere Frage.

Nebenbei zum Beispiel, gleich neben dem Vorraum im Erdgeschoß, in der Löwenapotheke, Inhaber Siegfried Mäuschen, wohnte Frau Juliane. Außer ihr, wenn es außer ihr überhaupt noch etwas gab, wohnten, beiläufig bemerkt, auch noch ihr Ehegatte, Herr Siegfried Mäuschen, und ihre Tochter Dora darin. Aber in erster Linie wohnte Frau Juliane dort.

Wenn man die enge, steile Wendeltreppe aus dunklem Eichenholz mit dem altersgeschwärzten Geländer hinaufging, das von üppigen Damen mit Fischschwänzen getragen wurde, gelangte man in den ersten Stock und die eigentlich größte Wohnung des Hauses.

Hier oben war es heller und freundlicher, denn ein kleines, gotisches Bogenfenster mit bunten Butzenscheiben ließ genügend Licht herein, und zwar lustiges buntes Licht, das den grauen Steinwänden etwas Gemütliches und Heimliches gab.

Zudem konnte man von hier aus in den Garten sehen, der, obschon nicht allzugroß, eine Fülle anmutiger Schönheit bot, wenigstens für den, der Sinn für solche Reize hatte. Einige Lauben waren gleichsam an die Mauerecken angeklebt und darin standen, halb verborgen, kleine Bänke und Tische, weiß lackiert

und mit feinen goldenen Rändern versehen. Die Blumenbeete boten eine Menge alles dessen, was man heutzutage als altmodisch bezeichnet. In einer Ecke, am hinteren Hauseingang gelegen, führten auch einige nützliche Gewächse, wie Erbsen, Bohnen, Radieschen und ähnliche weniger schöne als angenehme Gartenexistenzen ein diskretes Dasein. An der Mauer, die den Garten nach der Mainseite hin abschloß, rankte wilder Wein seine langen, knorrigen und weitverzweigten Äste empor und streckte sie oben über den Mauerrand hinweg sehnsüchtig hinaus ins Freie.

Jetzt freilich war all diese Pracht erst im Erwachen begriffen; die ersten grünen Blätter des Pfeifenkrautes waren kaum hervorgekommen und an den Obstbäumen waren nur wenige der vielen rosenroten Knospen erblüht.

Das alles sah man, wenn man vom kleinen Fenster im Vorraum des ersten Stockes hinunterschaute.

An der Wohnungstür, dem Fenster gegenüber, hing ein kleines Porzellanschild, das in geschnörkelter Schrift den Namen Bendheim zeigte.

Hier wohnten Fräulein Else Bendheim und ihre um zwölf Jahre jüngere Schwester Charlotte, die Besitzerinnen des Hauses an der Heiligenbrücke. Das Haus war ein Erbteil ihrer Mutter, in deren Familie

es von jeher gewesen und die sich nach dem Tode ihres Mannes hierher zurückgezogen hatte, um der Erziehung ihrer Töchter zu leben.

Man sagte auch, ihre Ehe wäre keine glückliche gewesen und sie habe sich gesehnt, in die alte Heimat zurückzukehren. Man sagte, sie suche Ruhe. Darüber aber wußte man nichts Genaues, denn Frau Bendheim lebte äußerst zurückgezogen und still, ohne daß sie deswegen die Bekannten ihrer Kinder- und Mädchenzeit gemieden hätte. Lange war es ihr übrigens nicht vergönnt, die Ruhe, die sie angeblich suchen wollte, im Heimathaus zu genießen und die Neugierde der Nachbarn zu beschäftigen, denn sie starb bald darauf, als ihre jüngere Tochter noch ein Kind war.

So war Charlotte fast ganz von ihrer älteren Schwester erzogen worden, die zugleich das Haus verwaltete, von dessen Ertrag und einem kleinen Vermögen beide gut leben konnten.

Auch Else Bendheim hatte den Verkehr nach dem Tode der Mutter nicht erweitert, sie hatte offenbar kein Bedürfnis danach gehabt, und die Regelmäßigkeit dieses etwas eintönig-traditionellen Lebens schien ihrer ganzen Veranlagung entsprechend zu sein. Auch nahm sie die Erziehung der Schwester, mit der es ihr sehr ernst war, ganz in Anspruch. So sah sie eigentlich

nur die Hausbewohner, die auch schon so lange darin wohnten, daß sie mit dem Hause an der Heiligenbrücke völlig verwachsen waren und sich ein Umgang mit ihnen gar nicht vermeiden ließ, und außerdem noch ihren Vetter, Hans Erben, der, etwas älter als sie, als Rechtsanwalt in Würzburg lebte, und ihr in geschäftlichen Angelegenheiten zur Seite stand.

Sie waren zusammen aufgewachsen, wenn auch nicht von der ersten Kindheit an, die Else ja in Berlin verlebte, sie hatten sich zusammen geprügelt und hatten zusammen Mann und Frau gespielt.

Jetzt taten sie das beides natürlich nicht mehr, und Charlotte konnte sich überhaupt nicht denken, daß sie es je getan hatten, denn sie waren beide immer so »eklig ernst«, wie sie sich ausdrückte.

Charlotte hatte überhaupt eine eigentümliche Ausdrucksweise. Sie hatte es für richtig befunden, sich diese in Berlin anzueignen, wo sie einige Zeit in Pension bei Verwandten ihres Vaters war, von wo sie erst kürzlich zurückgekehrt und nun eifrigst damit beschäftigt war, etwas »Berliner Schneid« in das stille Idyll ihres heimatlichen Hauses zu bringen.

Davon war niemand entzückt, nur Herr Motzel, der Restaurateur aus dem Hause gegenüber, mit dem Charlotte sich als Kind, wie überhaupt mit beinahe

allen Leuten des kleinen Städtchens, befreundet hatte, verstand ihre Bemühungen zu schätzen. So etwas Kraftvolles goutierte er. Er war eben auch ein Lebemann, wie er sich mit Vorliebe nannte. Übrigens fuhr Herr Motzel jeden Sonntag morgen Punkt acht Uhr in seiner eigenen Equipage aus, was sich sehr schön ausnahm. Wochentags holte die Equipage das Bier für den Restaurationsbedarf und machte sich sonst nützlich.

Herr Motzel als Lebemann goutierte also Charlottens neueste Ausdrucksweise vollkommen, von den Bewohnern des Hauses an der Heiligenbrücke aber war, wie gesagt, niemand sonderlich davon entzückt und man gab ihr das oft, wenn auch leider vergeblich, zu verstehen.

Nur Onkel Florian, der ganz oben wohnte, sagte nichts.

Onkel Florian hatte die kleinste, aber eigentlich die schönste Wohnung. Von einem Fenster seines Arbeitszimmers, das im eckigen Turm lag, der das Haus krönte, übersah er den Garten, vom anderen konnte man weit hinaus ins Maintal und auf den Sankt Nikolausberg, das sogenannte Käppele, sehen.

Onkel Florian war der älteste Einwohner des Hauses, das heißt, er wohnte am längsten da. Er war ein

entfernter Verwandter der verstorbenen Frau Bendheim gewesen und war mit ihr im Haus an der Heiligenbrücke aufgewachsen. Seit ihrem Tode aber war Onkel Florian gar nicht mehr in den ersten Stock heruntergekommen, sondern war ganz und für immer oben in seiner Turmwohnung geblieben. Das Spazierengehen kam sowieso schon seit langem für ihn nicht mehr in Frage, da er kränklich war und ein altes Leiden ihm das überhaupt untersagte.

Onkel Florian war früher Gelehrter gewesen, aber man wußte auch nicht, wo und wann das war, es war bei ihm alles schon »so lange her«, obgleich er zu einer solchen Auffassung seiner Persönlichkeit eigentlich noch nicht alt genug war. Man wußte nur, daß er sich mit allen möglichen Studien, vorzugsweise naturwissenschaftlichen und mechanischen, befaßt hatte. Dann war er kurz nach Frau Bendheims Tode in ein heftiges Nervenfieber verfallen, das ihn so schwächte, daß er mit aller wirklich anstrengenden Arbeit aufhören mußte.

Seitdem beschäftigte er sich mit seiner Liebhaberei, der Mechanik, und fertigte allerlei Uhren an, bei deren Ausführung er ebensoviel Geduld als Geschicklichkeit und Erfindungsgeist entwickelte. Ob er das ganz allein aus sich heraus hatte oder ob er es früher gelernt, wußte niemand.

Man wußte überhaupt nicht viel über Onkel Florian.

Auch heute saß Onkel Florian, wie immer, in seinem Turmzimmer auf den Arbeitstisch gebeugt und sichtete mit geübter Hand die verschiedenen Räder und Gliedchen eines Uhrwerks. Er hantierte geschickt mit den feinen Instrumenten, die im Sonnenlicht des Aprilmorgens blitzten und funkelten wie lebendiges Feuer.

Onkel Florian hatte die Sonne oben immer zuerst und auch ihre letzten Strahlen fielen am Abend durchs andere Fenster in sein stilles Zimmer.

Dazwischen sah er von der Arbeit auf und streifte mit liebevollen Blicken die vielen Uhren, die an den Wänden, eine neben der anderen, hingen und mit ihrem gleichmäßigen Ticken dem Gemach das einzige Leben gaben.

Es waren schöne Stücke darunter und Onkel Florian nickte zufrieden vor sich hin. ...

Ihm gegenüber in einem bequemen, ledergepolsterten Lehnstuhl saß sein Neffe Hans Erben.

Er war ein schlanker, hochgewachsener Mann in der Mitte der dreißiger Jahre, mit dunklem, kurzgeschnittenem Haar, das er etwas in die Stirn fallend trug, und mit blassem, bartlosem Gesicht, das durch seinen finsteren Ernst auffiel.

Er war ein gesuchter Rechtsanwalt, aber er galt für unzugänglich und etwas sonderbar in allem anderen, was nicht seinen Beruf betraf. Auch schien er, wie Onkel Florian, wenig gesprächig zu sein, denn die beiden hatten schon eine geraume Weile kein Wort miteinander gewechselt.

Onkel Florian saß über den Arbeitstisch gebeugt und Hans Erben sah verloren zum Fenster hinaus, ins Maintal hinunter, über dem der Morgensonnenschein seine goldenen Fäden wob.

Alles war in Frühlingslicht gebadet, vom Sankt Nikolausberg an, dem Käppele, mit dem Wunderbilde Unserer Lieben Frau bis zur Steinburg mit ihren Rebengängen, und die alten Heiligenfiguren auf der Heiligenbrücke hatten jeder eine schimmernde Sonnengloriole ums steinerne Haupt. ...

Es ist ein schönes Bild, das alte Würzburg im Frühlingssonnenschein. Darum war es wohl auch ein Bischofssitz gewesen, denn die geistlichen Herren verstanden sich gar gut aufs Leben und wußten wohl, wo die Luft am blausten, die Sonne am wärmsten und der Wein am besten ist. Nun gar hier der Steinwein, der noch heute klösterlichen Geschmack hat und dem Stift zu eigen ist, das einst Herr Julius Echter von Mespelbrunn seligen Andenkens gegründet. Das war

ein guter Herr gewesen, der den Krummstab zum Heil und Frieden der Welt zu führen wußte — drum haben sie ihm auch ein steinernes Standbild errichtet und so steht er heute noch leibhaftig mitten drin in der blauen Luft und der warmen Sonne.

Hans Erben kannte das Stadtbild von frühester Kindheit an, aber es fesselte ihn immer wieder, wenn er es von Onkel Florians Turmzimmer aus überschaute.

Jetzt wandte er den Kopf und nahm in Gedanken ein blankes Uhrrädchen vom Tisch.

»Arbeitest du lange an einem Uhrwerk, Onkel Florian?« frug er etwas zerstreut.

Onkel Florian sah aufmerksam auf.

»Je nachdem,« meinte er, »wenn es ein kompliziertes Werk ist, kann schon eine Weile darüber hingehen, ehe es fertig ist.«

»Dafür hält's dann wohl länger, wenn es kompliziert ist?«

»Ja, und vor allem ist es zuverlässiger und zeigt genauer Zeit und Stunde, wenn's feine Arbeit und feines Material ist.«

»Ja, natürlich.«

Onkel Florian erwärmte sich sichtlich bei diesem seinem Lieblingsthema.

»Freilich muß feines Material auch sorgfältig behandelt und verarbeitet werden,« fuhr er fort, »und nicht nur der Meister muß der richtige sein, auch beim Besitzer darf es nicht in grobe Hände kommen. Eine Uhr ist ein Lebewesen und es kann hochstehend und fein oder niedrig und einfach konstruiert sein. Mechanik ist Zoologie in ihrer Art.«

Hans Erben nickte und prüfte die feinen Zacken des Uhrrades, das er noch immer in der Hand hielt, auf der Hautfläche.

»Das ist aber ein feines Rad, ist's da nicht oft schwer, das andere zu finden, das richtig hineingreift?«

»Bitte verbiege es nicht,« sagte Onkel Florian, der mit diesen Sachen sehr ängstlich war, »ja, natürlich ist das schwer und es gehört manchmal viel Geduld dazu. Bei schwierigen Werken schließt sich sobald nicht eins ins andere ein und es kommt auch vor, daß man es ganz vergeblich versucht und dieses oder jenes Glied nicht passen will, von dem man bestimmt gedacht hatte, es müsse richtig greifen. Oft setzt man's auch ein, aber man muß es wieder herausnehmen, denn es faßt nicht gut und schleift sich selbst und den anderen Teil ab. Das ist keine leichte Arbeit, es gehört schon ein bißchen Geschick und Erfahrung dazu — bei einem feinen Werk findet sich nicht gleich das eine, das zum

anderen paßt« — Onkel Florian beugte sich emsig auf den Tisch nieder und handhabte die blanken Instrumente mit doppeltem Eifer.

Hans Erben nickte nachdenklich.

»Das ist ja ganz wie bei den Menschen,« sagte er langsam.

Onkel Florian sah erstaunt auf: »Hast du das auch schon gefunden, Hans?«

»Ja, Onkel Florian.«

»Wie mit den Menschenseelen,« sagte Onkel Florian und wandte den Kopf ab, dem Fenster zu, und im Sonnenlicht, das voll und leuchtend durch die hellen Scheiben hereinflutete, sah sein Gesicht bleich und verfallen aus.

Hans Erben folgte ihm mit den Augen.

»Du hast auch solche Menschenseelen gekannt, Onkel Florian?« forschte er vorsichtig.

»Ja, Hans, das ist aber schon lange her, das war, als ich noch keine Uhren machte . . .«

Onkel Florian lächelte müde und traurig.

»Jetzt kennst du keine mehr?« fragte Hans Erben.

»Jetzt, Hans, bin ich alt — jetzt suche ich nicht mehr,« meinte Onkel Florian ausweichend.

Hans Erben hatte das Gefühl, als habe er bei dem alten Mann etwas berührt, was ihm schmerzlich war.

Er war auch klug genug und kannte das Leben so weit, daß er wohl wußte, daß niemand ohne Grund ein Sonderling wird.

»Weißt du, Onkel Florian,« lenkte er das Gespräch etwas unvermittelt ab, »man hat mir eine Stelle angeboten kürzlich, sehr gut.«

»Von Würzburg fort?«

»Ja, weit fort.«

»Und du gehst?«

»Nein, Onkel Florian, ich bleibe. Ich habe hier mein gutes Auskommen und —« schloß er mit einem versunkenen und leuchtenden Blick auf das sonnenumglänzte Maintal, »ich kann mir nicht denken, daß ich wo anders lebe, als hier, wenn's nicht sein muß.«

Onkel Florian atmete erleichtert auf.

»Das ist recht,« sagte er, »und siehst du, das ist auch ganz wie bei den komplizierten Uhrwerken. Da gibt's auch welche, die nicht mehr gehen, wenn man sie fortbringt von dort, wo sie gestanden haben. Und der Meister müht sich vergeblich, sie wieder in Gang zu bringen. Die Räder sind in Ordnung, das Pendel schwingt, aber — die Seele der Uhr ist dageblieben, wo sie früher war.«

»Das klingt ja ganz mystisch, Onkel Florian.«

»Man nennt alles mystisch, was man mit der Sonde nicht fassen kann.«

Hans Erben schwieg nachdenklich, unwillkürlich gefangen genommen von dem eindringlichen Ernst der wenigen Worte, aus denen er instinktiv das Schicksal eines Menschenlebens herausfühlte. Dann überflog eine feine Röte sein Gesicht und ohne die Augen zu erheben, sagte er leise: »Ich weiß jemand, der so ist — Else Bendheim.«

Onkel Florian sah den jungen Mann aufmerksam und forschend an.

»Da hast du wohl recht, Hans,« sagte er leise, »ihre Mutter war auch so. Du warst noch zu klein dazu, um das zu sehen — damals.«

Und traumverloren blickte Onkel Florian vor sich hin.

»Ja, gewiß,« meinte Hans Erben, »aber Else kenne ich gut, da weiß ich's.«

»Freilich, du hast ja noch mit ihr gespielt.«

Hans Erben lachte etwas gezwungen.

»Natürlich, wir haben Mann und Frau gespielt, ich weiß nicht, wie oft, und geprügelt haben wir uns auch, ich glaube sehr häufig — und einmal als wir beide müd' waren vom Spielen — da wurde Else plötzlich ernst und sagte: wenn ich von hier mal fort

muß, von da, wo die Erbsen wachsen — wir saßen nämlich grad in den Erbsen und hatten sie total zerdrückt — und von da, wo das Madonnenbild ist und die ewige Lampe hängt und wo's so schaurig ist, wenn ich da fort soll, dann sterbe ich! Und dabei warf sie sich in die mißhandelten Erbsen und fing an zu weinen. Ich habe ihr natürlich als überlegener Bengel zugeredet, lieber nicht zu sterben — aber, weiß der Himmel, es war sonderbar, ich hatte ganz das gleiche Gefühl damals und ich weiß noch, wie ich mich schämte, mir's einzugestehen und so gewaltsam erhaben sein wollte über eine Mädchenempfindsamkeit. Aber das Gefühl war doch da — und ich hab' es noch heute, Onkel Florian.«

Es war wie ein heller Schein, der plötzlich über Onkel Florians ernstes und blasses Gesicht huschte.

»Dann bleib hier und im Haus an der Heiligenbrücke, bei den Erbsen und beim Madonnenbild. Und noch eins kannst du dir merken, da du schon den ganzen Morgen über Uhren sprichst: Ein jedes Uhrwerk braucht eine Feder, die es treibt, sonst steht es still mit all seinen feinen Rädern — ein Leben lang. Über die Weisheit denk mal nach, wenn du in deinem Büro über Prozessen brütest und grübelst, wie dein Klient seinem Gegner etwas auswischen kann. Vergiß nicht,

deinen eigenen Prozeß zu führen, du wirst schon Glück damit haben.«

Hans Erben suchte verlegen nach Worten.

In dem Augenblick wurde die Tür geräuschvoll aufgerissen und ein hübsches, junges Mädchen von achtzehn Jahren stürmte aufgeregt herein. Das hellblonde Haar hing verwirrt über das erregte Gesicht und hob sich leuchtend vom Dunkelblau des Hauskleides ab, das in knappen Linien ihre Figur umschloß.

»Benno kommt!« rief sie den beiden entgegen.

Onkel Florian lächelte.

»Ich dachte, es brennt,« sagte er freundlich, »und im übrigen, guten Tag, Charlotte!«

»Ach ja,« meinte das Mädchen beschämt und begrüßte den Onkel, worauf sie sich zu ihm auf die Stuhllehne setzte und mit den Füßen schaukelte.

Auf Hans Erbens Stirn zeigte sich eine unwillige Falte.

»Wer ist denn eigentlich dieser Benno?« frug er etwas verstimmt.

Charlotte schien entsetzt, daß jemand Benno nicht kannte.

»Aber lieber Hans, habe ich dir denn noch nichts davon erzählt? Aber gewiß, du hast's nur wieder vergessen, wie alles, was ich dir sage. Benno ist unser

Vetter, der Sohn von da, wo ich in Pension war, weißt du, in Berlin.«

»Ja, was will denn der Mann hier in Würzburg?« fragte Hans Erben.

»Aber Hans, er will uns besuchen.«

Charlotte sagte das in einem Ton, dem man deutlich anhörte, daß sie den jungen Rechtsanwalt bezüglich seiner geistigen Qualitäten aufgeben mußte.

»Und der kommt jetzt so plötzlich?«

»Wieso denn plötzlich?« meinte Charlotte, »wir haben schon zwei Briefe hin und her geschrieben.«

»Schon zwei Briefe!« sagte Onkel Florian, »da ist es nur gut, daß er endlich kommt.«

Charlotte ereiferte sich wieder.

»Und selbst, wenn er plötzlich käme —« sagte sie herausfordernd zu Hans Erben und bekam einen ganz roten Kopf dabei.

»Ja, es ist schon gut,« meinte Hans Erben beruhigend und machte ein recht mißvergnügtes Gesicht dazu.

»Er ist also nett?« lenkte Onkel Florian ab.

»Selbstverständlich, reizend ist er,« schwärmte Charlotte.

»Wir werden ja sehen,« sagte Hans Erben verstimmt und erhob sich. »Adieu, Onkel Florian. Adieu, Char-

lotte!« Im Ausgang wandte er sich noch einmal um. »Onkel Florian,« sagte er mit etwas verhaltener Stimme, »ich — ich danke dir auch für das, was du mir heute gesagt hast.« Dann zog er leise die Tür hinter sich zu.

»Hans war heute langweilig,« sagte Charlotte absprechend, »wir sind doch ganz anders, Onkel Florian, wir interessieren uns doch für alles, nicht wahr?« Und gleichsam, um ihr Interesse für alles zu beweisen, rutschte sie von der Stuhllehne herunter und griff mit beiden Händen in die Uhrräder und Werkzeuge, die auf dem Tisch lagen. »Was wird denn das, Onkel Florian?«

Onkel Florian wehrte erschrocken ab.

»Bitte, liebes Kind, tu mir den Gefallen und fasse nichts an. Du bist so lebhaft immer und es kann leicht etwas zerbrechen. Du bringst auch die Sachen auseinander, ich habe sie eben geordnet.«

Charlotte zog sich beleidigt in einen Lehnstuhl zurück, sah schweigend vor sich hin und überließ Onkel Florian seiner Arbeit und seinen Uhrrädern, aber es zuckte bedenklich um ihre Lippen und ihre großen, blauen Augen füllten sich mit Tränen.

Onkel Florian merkte nichts davon und so schwiegen sie beide eine ganze Weile.

Man hörte nichts als das feine Klirren der Instrumente und draußen den jubelnden Gesang der Vögel, die sich auf den knospenden Zweigen wiegten oder sich ein Stelldichein auf der grauen, verwitterten Mauer gaben.

Endlich hob das junge Mädchen ein wenig den Kopf.

»Onkel Florian?«

»Ja, mein Kind?«

»Onkel Florian, ich bin doch kein Kind mehr, Onkel Florian, sei nicht böse, aber . . .«

Der alte Mann sah erstaunt auf. Das war ja ein plötzlicher Wechsel bei dem jungen Mädchen, das eben noch wie der Sonnenschein draußen gewesen war.

Er sah ihr forschend ins Gesicht. Sie hatte die Zähne zusammengebissen und war nahe am Weinen.

»Aber liebe Charlotte,« sagte Onkel Florian erschrocken, »habe ich dir weh getan? Das wollte ich wirklich nicht, ich habe dich doch immer so genannt, das macht doch nichts bei einem alten Mann, und fortgejagt habe ich dich auch schon oft vom Tisch, wenn du mir allzu eifrig in die Arbeit hineingriffst — und du bist doch nie böse geworden, nicht wahr?«

Charlotte wurde rot.

»Ach, verzeih, Onkel, ich meine nur — ich bin doch

kein Kind mehr, nein, gewiß nicht,« fügte sie nachdenklich hinzu, »ich mein's ja auch gar nicht in bezug auf dich — du kannst mich ja immer so nennen, bloß sonst . . .«

»Nein, Charlotte,« sagte Onkel Florian, »du bist natürlich kein Kind mehr, sondern ein erwachsenes junges Mädchen. Und wenn du mal Hochzeit machst, dann schenke ich dir auch eine von meinen Uhren zum Andenken, dir und deinem Liebsten.«

»Mir und meinem Liebsten . . .« wiederholte Charlotte träumend.

Dann lachte sie hell auf und fiel Onkel Florian um den Hals. »Ich danke dir, Onkel Florian, das ist schrecklich gut von dir. Kann ich mir gleich eine aussuchen?«

Else Bendheim war unterdessen auf dem Markt gewesen, um einige Einkäufe zu machen, was sie am liebsten immer selbst besorgte.

Sie wußte dann sicher, was sie bekam, und sie nahm es mit ihren Hausfrauenpflichten so ernst, wie mit allem, was sie angriff; außerdem liebte sie die Morgenspaziergänge, die damit verbunden waren. Die Marktfrauen kannten sie alle schon jahrelang und nannten sie stets »gnädige Frau«, was Else freilich seltsam berührte, denn hier in der kleinen Stadt, wo jeder wußte, daß sie unverheiratet war, nahm sich

das etwas merkwürdig aus. Es mochte wohl daher kommen, daß sie nun schon so lange seit dem Tode der Mutter selbständige Herrin im Hause an der Heiligenbrücke war, aber zum Teil hatte es gewiß auch in ihrem Wesen und in ihrer ganzen Erscheinung seinen Grund.

Ganz abgesehen davon, daß sie bei aller Freundlichkeit etwas Zurückhaltendes an sich hatte, das nicht leicht eine Vertraulichkeit aufkommen ließ, war sie eigentlich nicht das, was man sich unter einem jungen Mädchen vorstellt, und sie wäre auch von niemand, der sie nicht kannte, dafür gehalten worden.

Es lag etwas Frauenhaft-Reifes in ihrem ganzen Körperbau und auch im Ausdruck des Gesichts, das trotz der tiefblauen weichen Augen einen herben Charakter hatte.

Auch mochte hier noch hinzugekommen sein, daß Else ja eine eigentliche Jugend nicht gehabt hatte, sondern früh für ihre Schwester zu sorgen und deren Erziehung und Entwicklung zu leiten hatte. So war sie von sich selbst vielleicht abgelenkt worden, indem sie eine Stellung ausfüllte, die den Einsatz der vollen Persönlichkeit nach einer Richtung hin verlangte. Ihr schien das nicht weiter geschadet zu haben, denn alles an ihr machte einen durchaus harmonischen, abge-

klärten Eindruck und zudem sah sie noch sehr hübsch aus, auch waren ihre Züge ausdrucksvoller und feiner und ihre Gestalt schöner und ruhiger, als die der Schwester.

Und wie sie jetzt, den hellen Hut auf dem braunen Haar, durch die engen Gassen ging, bot sie eine ebenso anmutige, als fesselnde Erscheinung und mancher drehte im Vorübergehen den Kopf nach ihr herum — allerdings vergeblich.

In kleinen Städten haben die Leute meist sehr viel Zeit, stehen zu bleiben und jemand nachzugaffen.

Jetzt trat sie auf die kleine Gasse, in der ihr Haus lag, und mit wenigen Schritten war sie schon dabei angelangt, denn in Würzburg ist alles nah beieinander.

Noch einen freundlichen Blick warf sie auf die alte Heiligenbrücke, die im funkelnden Sonnenlicht vor ihr lag.

»Wenn das Benno nicht gefällt, dann weiß ich nicht,« dachte sie, »so schön haben sie's in Berlin gewiß nicht. Charlotte wird ihm ja alles zeigen, sie freut sich ja so auf ihn.«

Bedächtig stieg sie die Stufen der Treppe hinauf.

Eigentlich freut sie sich ein bißchen sehr stark, dachte sie weiter, aber — sie ist ja noch ein Kind!

Dann stieß Else die angelehnte Tür mit der Fußspitze auf, denn sie hatte die Hände vor lauter Paketen nicht frei, und trat in den halbdunklen Vorraum ein.

»Grüß' Gott, Else!«

»Hans, beinah hätte ich mich erschreckt. Kommst du von uns?«

»Nein, von Onkel Florian. Und ich habe die Neuigkeit von dem famosen Vetter auch schon gehört. Ihr scheint ja selig zu sein, gratuliere!«

Else sah ihn erstaunt an.

»Aber Hans, was ist dir denn? Das ist doch nichts Besonderes, Benno ist ein Verwandter von Papa, Charlotte war bei seiner Mutter in Berlin, und nun will er einen kleinen Osterurlaub hier verleben und sich Würzburg ansehen.«

»So, Würzburg will er sich ansehen?«

»Ja, gewiß. Hans, kommst du nicht mit herauf zu uns?«

Hans Erben stand unschlüssig.

»Nein, danke,« sagte er dann hastig, »ich habe Eile, ich muß ins Büro.«

Else sah etwas bestürzt aus und stellte erschöpft eines der vielen Pakete auf die kleine Bank, die neben dem Marienbilde stand.

»Ach entschuldige, ich habe es gar nicht bemerkt,«

meinte Erben eilig und half seine Cousine von den Lasten des Marktbesuches befreien.

»Ach, bitte, Hans,« wehrte Else ab, »ich gehe gleich nach oben, mir war nur der Arm etwas müde, bitte laß doch.«

Aber Hans Erben ließ sich nicht stören und legte sorgfältig ein Paket nach dem anderen auf die kleine Bank.

Else lachte.

»Aber Hans, ich will mich hier doch nicht häuslich einrichten.«

Hans Erben legte eben einen großen Blumenstrauß, den er Else zuletzt abgenommen, oben darauf.

»Und jetzt gehst du ins Büro und ich kann die Pakete wieder einzeln aufnehmen?« frug Else amüsiert.

Hans Erben stellte sich vor sie hin. »Nein, ich habe dir noch etwas zu sagen, Else. Bitte, paß auf und laß dir von dem Vetter, der so plötzlich hereinschneit, nicht den Kopf verdrehen. Wir brauchen dich hier in Würzburg.«

Else sah ihn erstaunt an und zog unwillig die Stirn in Falten.

»Hans, du meinst wohl, ich soll auf Charlotte aufpassen. Das tue ich schon, da kannst du beruhigt sein.«

»Ich meine nicht Charlotte, sondern dich!«

Else wandte den Kopf etwas zur Seite. »Was für ein Unsinn! Mache doch keine Scherze.«

Hans Erben sah ernst aus und es zuckte mit verhaltener Leidenschaft über sein sonst so ruhiges Gesicht. Seine Augen glühten, als er den feinen Linien der Mädchengestalt folgte, die im unsicheren Dämmerschein der ewigen Lampe vor ihm stand.

»Ich mache keine Scherze,« sagte er, sich mühsam beherrschend, »ich meine nur, du sollst daran denken, daß du nicht nur die zweite Mutter deiner Schwester bist, wovor ich, weiß Gott, alle Achtung habe, sondern auch ein Wesen für dich, das auch andere zu schätzen wissen, zum Beispiel ich —«

Else sah ihn aufmerksam an und reichte ihm freundlich die Hand. »Aber gewiß, Hans, das weiß ich —«

Hans Erben ergriff die dargebotene Hand und hielt sie fest.

»Das ist gut von dir,« sagte er aufatmend und ohne das Mädchen loszulassen, griff er mit der anderen Hand nach dem Strauß, der oben auf den Paketen lag und nahm ein paar Blumen heraus, so hastig und ungeschickt, daß der Rest auf die Erde fiel. »Ich hab' sie zwar nicht besorgt, aber das tut nichts, ich habe sie geraubt und ich gebe dir, was ich dir raubte, verstehst du das, Else?«

Else wurde rot und senkte den Kopf.

»Laß doch den Unsinn, Hans,« bat sie verlegen, »und außerdem — die Blumen habe ich doch für die Madonna mitgebracht.«

»Die hat sie auch jetzt.«

Else schwieg. Da zog er sie an sich und drückte einen Kuß auf ihren Mund.

Sie wehrte ab, aber dann überkam sie ein Gefühl von Willenlosigkeit, daß sie sich ihm überließ und, ohne es selbst zu wissen, seinen Kuß erwiderte.

Endlich gab Hans Erben sie frei. Sein Gesicht war blaß und seine Hände zitterten.

Dann ging er hinaus und schlug die Türe hinter sich zu.

Else stand allein.

»Solch ein Unsinn,« sagte sie leise, aber sie lächelte und in ihren Augen irrte ein seltsamer Glanz, der ihre eigenen Worte Lügen strafte.

Dann nahm sie ein Paket nach dem anderen von der Bank und belud sich wieder damit. Zuletzt sammelte sie die Blumen vom Boden wieder auf und legte sie scheu und ohne aufzusehen dem Madonnenbild in die Nische.

„Sancta Maria, ora pro nobis," murmelte sie leise, fast tonlos — dann huschte sie eilig die Treppe hinauf.

Das Marienbild aber lächelte genau so gütig und nachsichtig wie immer, und breitete segnend seine Hände aus vom Sockel aus verblichenem Golde.

Und die ewige Lampe warf ihre zuckenden Lichter auf die kalten Steinfliesen, die nun wieder leer waren.

Nur ein paar vergessene Blüten lagen einsam in einer Ecke — das waren die Blumen, die Hans Erben Else Bendheim geboten. . . .

Siegfried Mäuschen hatte mit seiner Familie eben zu Abend gegessen und alle saßen um den Tisch herum, der natürlich oval und von einer mit Kreuzstich ausgenähten Decke verziert war.

In der Mitte des Tisches stand eine große Lampe, auf deren weißer Kuppel Genien mit besonders roten Wangen einen monströsen Schmetterling haschten, den sie offenbar nicht festkriegen konnten — ein für feinfühlige Menschen peinvoller und quälender Anblick, dem man leider oft auf Gebrauchsgegenständen begegnet. Auch alles andere im Zimmer hatte einen Charakter, der sich würdig dem Tisch und der Lampe anzupassen wußte. Die Stühle, gepolstert, und ebenfalls mit ovalen Lehnen versehen, standen wie übergroße Medaillons im Zimmer herum und auf ihren Sitzen lagen weiche Kissen, die, ebenfalls mit Kreuzstich ausgenäht, die beliebten kernigen Sprüche für außergewöhnliche Lebenslagen aufwiesen, wie zum Beispiel »zum Geburtstag« oder »trautes Heim, Glück allein«.

Das traute Heim und sein alleiniges Glück waren von einem intensiven Duft von Medikamenten durchweht, denn die Apotheke grenzte dicht an dieses friedliche Idyll des Familienlebens.

Herr Siegfried Mäuschen, ein kleiner, untersetzter

und behäbiger Mann mit rotem, glattrasiertem Gesicht und grauen, wolligen Haaren, saß am unteren Ende des Tisches, nahe am Ofen, und trank sein zweites Glas Bier.

Zwei Glas Bier durfte er trinken, das erlaubte ihm seine Ehehälfte Frau Juliane, die das gerade Gegenteil von ihm, groß, hager und schicksalsschwer ihm gegenüber saß.

Dorchen, die Tochter dieses ungleichen Paares, die von der Mutter die Figur und ein recht häßliches Gesicht, vom Vater die Gutmütigkeit geerbt hatte und als einzig persönliche Note nur eine Fülle von Sommersprossen ihr eigen nannte, saß an der Seite des Tisches und spielte Domino mit Jean Jacques.

Jean Jacques war Apothekergehilfe bei Herrn Siegfried Mäuschen und speiste zusammen mit der Familie, obwohl er, trotzdem Platz genug vorhanden war, nicht im Haus an der Heiligenbrücke wohnen durfte. »Es schickt sich nicht,« hatte Frau Juliane gesagt — und was Frau Juliane sagte, war wie das Amen in der Kirche.

Jean Jacques war ein langaufgeschossener Jüngling mit rötlich-blondem Haar und den ersten zarten Anfängen eines Schnurrbarts. Seine Augen waren groß, wasserblau und schmerzlich und verliehen seinem

sonst gänzlich ausdruckslosen Gesicht etwas Distinguiert-Leidendes. Ob er wirklich Jean Jacques hieß oder seinen Namen nur französiert hatte, wußte man nicht genau. Jedenfalls paßte er zu ihm und er versuchte ihm auch äußerlich gerecht zu werden, indem er enge, karierte Beinkleider und eine dünne, zinnoberrote Krawatte trug, in der eine silberne Nadel mit flammendem Herzen steckte. Er las Byron in der Reklamschen Ausgabe und hatte sich entschieden etwas vom Manfredschen Weltschmerz zugelegt. Auch sprach er mit Vorliebe »vom großen Briten«, aber nur dann, wenn Frau Juliane nicht dabei war, denn diese pflegte jede romantische Regung im ersten zarten Keim zu ersticken. Sie nannte ihn auch impertinenterweise stets nur Jakob, denn Jacques oder gar der klangvolle Doppelname erschien ihr zu hochtrabend für einen, der Pillen drehte und sogar noch unter ihrem Mann stand — wohl die niedrigste Stufe eines Lebewesens, die Frau Juliane sich denken konnte.

Übrigens schienen die beiden jungen Leute sich trotz Frau Julianens Strenge und Vorsicht und trotz allem, was sich nicht schickte, recht gut kennen gelernt zu haben, denn sie nahmen es mit dem Dominospiel nicht allzu ernst, und Jean Jacques' Wasseraugen hingen mit mehr als passender Bewunderung an dem

sommersprossigen Gesicht der Apothekerstochter, während Dora oft in scheuer, weiblicher Sehnsucht die rote Krawatte und das flammende Herz darin mit den Blicken suchte.

Frau Juliane, die sonst mit Argusaugen über allem wachte, schien aber heute nichts davon zu merken. Sie saß sorgenschwer auf ihren Strickstrumpf gebeugt und schien offenbar mit einem schwierigen Problem beschäftigt. Demnach, wie die Stricknadeln in ihrer Hand wuchtig klapperten und klirrten, schien das Problem, wie meist bei Frau Juliane, kriegerischer Natur zu sein.

Herr Siegfried Mäuschen saß still und in sich gekehrt, lächelte freundlich ob des häuslichen Friedens, den er als ein seltenes, wertvolles Gut zu schätzen wußte, und trank sein Bier, von dem ihm zuweilen ein kostbarer Tropfen auf das große, rotgetupfte Halstuch fiel. Er rauchte nicht dazu — ach nein. Er hatte früher wohl einmal geraucht, aber das war schon sehr, sehr lange her, man konnte sich kaum mehr darauf besinnen — es war in holder ferner Jugendzeit gewesen und jedenfalls und allemal vor seiner Verheiratung.

Endlich schien Frau Juliane aus ihrer abnormen Ruhe zu erwachen. Die Stricknadeln klirrten bedenklich.

»Siegfried,« sagte sie, »wir müssen repräsentieren.«

Herr Siegfried Mäuschen klappte vor Schreck geräuschvoll den Deckel des Bierglases zu, den er sonst mit sanfter Liebe leise und weich herabzulassen pflegte.

»Aber, Juliane — repräsentieren?« fragte er konsterniert, indes die beiden jungen Leute sich wie ertappte Verbrecher vorkamen und nervös die Dominosteine hin und her schoben.

»Ja, lieber Siegfried, tu doch nicht so,« sagte Frau Juliane spitz, »du verstehst doch sonst recht gut, was ich dir sage.«

Dieser zarte Hinweis auf ihre häusliche Autorität wirkte wunderbar. Herr Mäuschen wurde noch kleiner und unscheinbarer, als er es an sich schon war.

»Gewiß, liebe Juliane,« lenkte er ein, »natürlich — aber würdest du dich vielleicht näher ...«

Frau Juliane legte das Strickzeug auf den Tisch und sah ihren Mann lange, fest und durchdringend an. »Bendheims erwarten Besuch, hast du nichts davon gehört?«

»Aber gewiß,« beeilte sich Siegfried Mäuschen zu versichern, »gestern schon, scheint mir, Herr Motzel hat mir davon erzählt.«

Frau Juliane zog achtungheischend die Augenbrauen hoch. »Und weißt du, wen Sie erwarten, Siegfried?«

Herr Mäuschen war sich nicht mehr ganz klar darüber und so beschloß er, Motzel vorzuschieben, der schließlich auch die Quelle seines Wissens war. »Herr Motzel erzählte etwas von einem Vetter, entfernt glaube ich, wenn ich nicht irre, ja ...«

»Und du hast dir nichts dabei gedacht?« frug sie weiter und ein höhnischer Zug der Verachtung umspielte ihre Lippen.

Herr Siegfried Mäuschen brach in sich zusammen.

»Nein, liebe Juliane, wie sollte ich ...«

»Gar nichts?«

Herr Siegfried Mäuschen schüttelte den Kopf und lächelte ängstlich und blöde, während Dorchen aufsprang und erfreut in die Hände klatschte. »Das ist fein, da wird's gewiß recht lustig werden!«

»Gelt, da freust du dich, Dorle,« sagte Siegfried Mäuschen und nickte der Tochter freundlich zu; auch war er froh, eine Ablenkung gefunden zu haben.

»Mäßige dich, Dorothea, und Sie, Jakob, gehen in die Apotheke, es ist gewiß noch zu tun dort,« sagte Frau Juliane.

Jean Jacques ging seufzend in den Nebenraum, und Dorchen setzte sich wieder und packte ergeben die Dominosteine zusammen. Sowohl sie, wie Siegfried Mäuschen, hatten das instinktive Gefühl, daß nun

»etwas kommen würde«, und dank der jahrelangen Übung täuschten sie sich hierin selten oder nie.

Siegfried Mäuschen hüstelte nervös und drehte die Daumen umeinander, trank mit einem wehmütigen Augenaufschlag den Rest seines Glases aus, des zweiten und letzten, und setzte es dann bedächtig auf den Tisch.

»Nun, liebe Juliane?« forschte er vorsichtig.

»Nun,« sagte Frau Juliane, »du hast dir nichts dabei gedacht, aber ich um so mehr. Ich bin daran gewöhnt, stets für euch alle denken zu müssen. Es ist doch klar, bester Siegfried, daß wir repräsentieren müssen, nicht wahr? Nun leuchtet es auch dir ein?«

»Ja, gewiß,« meinte Herr Mäuschen unsicher, »nur — der Besuch kommt eigentlich zu Bendheims, dachte ich.«

»Das ist ganz einerlei!«

»Ja, ja, es ist einerlei.«

»Nun, also?« fragte Frau Juliane triumphierend.

»Gewiß, ja, gewiß,« murmelte Herr Mäuschen und knüpfte sich das rotgetupfte Halstuch lockerer.

»Was denn gewiß — dir fällt wohl jetzt immer noch nichts ein?« fragte Frau Juliane mit schneidendem Hohn.

»O ja, liebe Juliane, repräsentieren, nicht wahr,« seufzte Herr Mäuschen erschöpft und rutschte unruhig

auf seinem Lehnstuhl hin und her, und zwar auf einem Kissen, wo »trautes Heim, Glück allein« draufstand.

Frau Juliane räusperte sich.

»Hast du dir Dorchens Gesellschaftskleid angesehen?« fragte sie scharf.

»Ja, es ist grün,« erwiderte Herr Mäuschen unschuldig.

Frau Juliane reckte sich zu voller Höhe empor.

»Ja, es ist grün,« wiederholte sie, »das sieht ein Huhn im Finstern. Aber es ist auch schlecht.«

»Schlecht?«

»Ja, jedenfalls nicht mehr gut genug.«

Herrn Siegfried überkam der Humor der Situation, was ihm selten passierte.

»Ach, wohl für den Vetter nicht mehr gut genug?« fragte er respektlos.

»Allerdings, mein lieber Siegfried, es ist traurig, wenn ein Mann wie du, der als Apotheker doch immerhin im öffentlichen Leben steht, so wenig gesellschaftliches Feingefühl besitzt. Deine Stellung ist zwar eine geringe, aber ...«

Herr Mäuschen begriff.

»Gewiß, liebe Juliane,« meinte er sanft, »wir könnten ja ein neues grünes Kleid beschaffen, wenn du meinst, meine ich ...«

»Ein neues, grünes? Nein, Siegfried, ein blaues! Du wirst doch deinem einzigen Kinde nicht zumuten, in einer Farbe durchs Leben zu gehen? Du hast wirklich gar kein je ne sais quoi für solche Dinge.«

»Nein, eigentlich nicht,« sagte Herr Siegfried Mäuschen kleinlaut, »also blau, natürlich blau. Wieviel meinst du, liebe Juliane?« Dabei griff Herr Mäuschen in die linke Brusttasche, allwo sich sein Portemonnaie befand, ein Griff, in dem er einigermaßen Übung hatte. Frau Juliane kannte diese Bewegung, die einzige, die sie dem männlichen Geschlecht gestattete.

»Laß das, Siegfried,« meinte sie gnädig, »später, wenn das Kind nicht dabei ist. Seinem Kinde soll man stets allen Schmutz des Lebens fernhalten.«

Siegfried Mäuschen rechnete sein Portemonnaie gerade nicht zum Schmutz des Lebens, im Gegenteil, aber er hütete sich natürlich, eine so einseitige und wenig ideelle Anschauung zu äußern. Andererseits entging ihm eine gewisse Rührung in Frau Julianens Stimme nicht und so klappte er seinen Bierdeckel auf und sah träumerisch ins leere Glas.

»Willst du noch ein Glas Bier, Siegfried?« fragte Frau Juliane und lächelte süßlich-sauer.

»Wenn du meinst,« sagte er unsicher.

»Wenn es dir nur bekommt ...« wandte Frau Juliane unentschlossen ein.

Herr Siegfried Mäuschen klappte energisch den Deckel zu.

»Bekommen wird es mir ganz bestimmt!« sagte er fest.

»Dorothea,« winkte Frau Juliane und das Mädchen verschwand mit dem Bierkrug.

Herrn Siegfried Mäuschen wuchs der Mut. Sein Bier war ihm nun sicher, und er beschloß, der angeregten Angelegenheit doch etwas mehr auf den Grund zu gehen.

»Sag' mal, Juliane,« begann er, indem er sich vernehmlich und mit ziemlicher Autorität räusperte, »das ist ja alles ganz schön und gut, aber werden sie uns denn überhaupt einladen, Bendheims, meine ich?«

Frau Julianens Augen schossen förmlich Blitze.

»Sie werden!« schrie sie Mäuschen an.

Mäuschen erschrak und griff instinktiv im Wunsch sich zu retten, in die linke Brusttasche.

»Also, liebe Juliane,« sagte er beschwichtigend und zog sein Portemonnaie hervor.

»Erlaube mal,« sagte Frau Juliane, »ich will schnell machen, ehe das Kind kommt, du weißt ja, den Schmutz des Lebens ...«

»Ja, ich weiß.«

»So, lieber Siegfried,« sagte Frau Juliane und reichte ihm das Portemonnaie zurück, nachdem sie dem Schmutz des Lebens eine nicht unbedeutende Kleinigkeit entnommen hatte.

Herrn Siegfried wurde es schwach. »Ich dachte, es sollte für ein Kleid sein?« murmelte er kaum hörbar.

»An mich denkst du natürlich nicht,« sagte Frau Juliane giftig, »ich soll zum Gespött der Nachbarn herumlaufen wie eine Vogelscheuche. Zudem beurteilt man die Tochter stets nach der Mutter, bester Siegfried.«

»Um Gottes willen, armes Kind!« dachte Herr Mäuschen.

»Aber freilich, ich bin dir gleichgültig, die Flitterwochen sind vorüber,« fuhr Frau Juliane böse fort.

Herr Mäuschen schien diesem Ausspruch im stillen beizustimmen, aber äußerlich brach er zusammen unter der Wucht der Anklage.

»Aber liebste Juliane, nicht doch, nicht doch,« flötete er und versuchte, zärtlich-blöde zu lächeln.

Frau Juliane nickte ihm begütigend zu und steckte das Geld in ihren Arbeitsbeutel, auf dem Vergißmeinnicht mit Perlen gestickt waren.

»Vergiß nicht, Siegfried,« sagte sie dann weich, »es handelt sich um das Glück deines Kindes!«

Siegfried Mäuschen horchte auf. »Wieso denn, du denkst doch nicht?«

»Ich denke an alles, und du denkst an nichts.«

In diesem Augenblick trat Dorchen wieder zur Türe herein und stellte dem Vater ein frisches Glas auf den Tisch.

Herr Siegfried Mäuschen griff hastig danach, sein Gesicht erstrahlte in heiterem, zukunftsfrohem Lächeln, er erhob das Glas gegen Frau Juliane und trank ihr zu.

»Du bist doch immer klug, Juliane,« sagte er freundlich, »Prost!«

Frau Juliane warf ihm einen verweisenden Blick zu. »Du bist hier nicht in der Kneipe, Siegfried!«

Aber Siegfried Mäuschen ließ sich nicht stören und trank sein Glas bis auf einen kleinen Rest leer, was ihm abermals einen entsetzten Blick seiner Ehehälfte eintrug.

»Mutter, werden wir eingeladen werden?« fragte Dorchen, die von der ganzen Angelegenheit und von der Aussicht auf ein neues Kleid sehr erfüllt war.

»Selbstverständlich, frag' nicht so dumm!«

»Müssen wir da nicht auch erwidern?«

Über Frau Julianes Gesicht huschte ein heller Schein.

»Gott sei Dank, daß wenigstens eines in der Familie das je ne sais quoi hat. Gewiß werden wir erwidern.«

Herr Mäuschen faßte an die linke Brusttasche. Eine Gesellschaft? Hier? Das war noch nie vorgekommen!

»Überhaupt, Dorothea,« fuhr Frau Juliane fort, »ich erwarte von dir, daß du dich meiner Erziehung würdig zeigst, in jeder Weise. Du bist zwar noch ein Kind trotz deiner achtzehn Jahre, aber bei solchen Gelegenheiten bist du Dame und hast dich als solche zu betragen. Den letzten Schliff, das je ne sais quoi, werde ich dir noch beibringen.«

Dorchen strahlte. »Ach Mutter, weißt du, das wird wunderhübsch, ich schmücke den ganzen Tisch mit Blumen und vor den Spiegel kommen Maikätzchen und Jean Jacques ist mein Tischherr ...«

»Schwatze nicht,« unterbrach sie Frau Juliane giftig, »Jakob wird überhaupt nicht eingeladen.«

»Nicht? Warum denn nicht? Ach!« Dorchen starrte die Mutter entsetzt an, und ihre Augen füllten sich mit Tränen.

»Du verstehst das wohl nicht?«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

»Sie versteht es nicht,« sagte Frau Juliane seufzend, »das hat sie von dir, Siegfried.«

Siegfried Mäuschen trommelte nervös mit den Fingern auf der Tischplatte und ärgerte sich. Er hatte Jean Jacques sehr gerne.

»Liebe Juliane,« meinte er vermittelnd, »warum sollen wir denn Jean Jacques nicht einladen? Er ist doch ein sehr netter junger Mann, tüchtig im Beruf, ja, überhaupt ...«

Dorchen warf dem Vater einen dankbaren Blick zu, Frau Juliane aber erhob sich, stieß ihren Stuhl geräuschvoll zurück und legte das Strickzeug klirrend auf den Tisch.

»Siegfried,« sagte sie schneidend, »du gehst wohl in die Apotheke hinüber, Jakob kann nach Hause gehen. Du, Dorothea, gehst ins Bett, es ist spät. Gute Nacht!«

Dorchen küßte den Eltern die Hand, nahm seufzend den Nachtleuchter und begab sich auf ihr Zimmer.

Auch Siegfried Mäuschen schlürfte schwerfällig und kummervoll in seinen gestickten Pantoffeln zur Türe hinaus.

Als er die Apotheke betrat, atmete er tief und erleichtert auf.

Gott sei Lob und Dank, hier war Ruhe und Frieden!

Der Raum war halbdunkel, nur eine spärliche Gasflamme, bei deren Schein Jean Jaques Byron las,

erhellte notdürftig das Zimmer und warf flackernde Reflexe auf die vielen Flaschen und Büchsen, die in Fächern an der Wand aufgestellt waren. Jean Jacques sah kaum von seinem Buch auf, er las »Childe Harold« und war ganz vertieft in die Lektüre. Herr Mäuschen ging erst zum Kassenschrank, den er bedächtig aufschloß, um ihm eine Kognakflasche und ein Schnapsglas zu entnehmen. Es war dies Herrn Siegfried Mäuschens geheimer Trostwinkel, und außer Jean Jacques wußte niemand darum. Erst entkorkte Mäuschen die Flasche vorsichtig und geräuschlos, dann roch er dran und goß sich ein Glas voll ein.

Jean Jacques sah jetzt auf. »Ach, Herr Mäuschen, es ist so schön!« sagte er schwärmerisch.

Siegfried Mäuschen führte das Glas an die Lippen und trank es langsam und leise gluckend leer. Dann wandte er sich um. »Was ist schön?« fragte er, »der Kognak? Ja, gewiß, wollen Sie nicht auch ein Glas haben? Aber bitte recht leise und vorsichtig,« setzte er im Flüsterton hinzu, »es wäre mir doch peinlich — so was ist Geschäftsgeheimnis. Es braucht niemand zu wissen, daß man dazwischen einer kleinen Stärkung bedarf.«

»Ach nein, Herr Mäuschen, danke,« sagte Jean

Jacques, »ich meine, was ich hier lese, den großen Briten, wissen Sie.«

»Ach so,« machte Herr Mäuschen und goß sich ein zweites Glas ein.

»Hören Sie nur,« fuhr Jean Jacques fort, »hören Sie, bitte: ‚Sei mir willkommen, Wald und Kluft, mein Vaterland, gut' Nacht!' Ist das nicht herrlich?« Jean Jacques Augen wurden ganz groß und er war so begeistert, daß die rote Krawatte sich verschob.

Herr Mäuschen trank seinen Kognak aus. »Ja, es ist sehr hübsch, der Mann fährt wohl fort?«

Jean Jacques nickte düster. »Ja, ganz fort.«

»Das ist manchmal nicht so unangenehm,« sagte Herr Mäuschen und stellte die Flasche und das Glas wieder in den geheimen Trostwinkel zurück, »nun ist's aber wohl Zeit, daß wir zu Bett gehen. Sie sind wohl auch müde?«

Jean Jacques erhob sich und legte seinen Mantel um.

»Ja, ich gehe, Herr Mäuschen, aber müde bin ich nie, wenn ich den großen Briten lese. Gute Nacht!«

Herr Mäuschen drückte ihm die Hand recht kräftig und herzlich, gleichsam, um ihn für die von Frau Juliane erlittene Unbill zu entschädigen. »Gute Nacht, Jean Jacques, kommen Sie gut nach Hause.«

Jean Jacques wohnte drei Häuser weiter.

Als der junge Mann gegangen war, trug Siegfried Mäuschen seufzend den Posten in sein Kassenbuch ein, der ihm heute von Frau Juliane abgenommen worden war, dann löschte er die Gasflamme und trat gerade wieder ins Wohnzimmer, als es klingelte.

Frau Juliane öffnete mit unheilschwerer Miene. Sie liebte keine späten Störungen, und die alten Kirchturmuhren hatten schon eben die neunte Stunde geläutet.

Der Ankömmling war Herr Motzel.

»Guten Abend, ich wollte noch ein bißchen vorsprechen.«

»So spät noch?« sagte Frau Juliane nicht eben freundlich.

Herr Motzel lächelte überlegen.

Solche kleine Spitzen in der Unterhaltung liebte er und im übrigen war er ihnen gewachsen, er kannte das weibliche Geschlecht, wie kein anderer! Überhaupt — was kannte er nicht?

»Mein Gott, ja,« sagte er mit weltmännischem Lächeln, »ich bin's so anders gewöhnt, da irrt man sich mal, ich bin eben ein Lebemann, für mich ist Mitternacht noch keine späte Stunde.«

Frau Juliane war diesem Ton nicht ganz gewach-

sen. Ein Lebemann war so etwas Ähnliches, wie das je ne sais quoi, das muß man kennen und darauf Rücksicht nehmen, sonst wirkt man ungebildet.

»Dann treten Sie nur näher, bitte,« sagte sie und nötigte Herrn Motzel herein, indes Siegfried Mäuschen dem Gast eilfertig einen Stuhl hinschob. Er war zufrieden, daß Herrn Motzels Besuch noch etwas Abwechslung brachte und außerdem hatte er das instinktive Gefühl, daß der Lebemann Frau Julianen gewachsen war — das beruhigte Herrn Siegfried Mäuschen.

Herr Motzel setzte sich nachlässig und warf einen prüfenden Blick über seine ebenso sorgsame als geschmacklose Toilette. Er trug Lackstiefel und eine dicke, goldene Uhrkette, denn er war Junggeselle in den besten Jahren und konnte sich das leisten. Er tat die Beine weit von sich, setzte zierlich einen Lackschuh kreuzweise über den anderen und drehte sich den schwarzen, gewichsten Schnurrbart.

Dann sah er siegreich erst Herrn Mäuschen und dann Frau Juliane an.

»Hä, hä,« sagte er und schnalzte mit der Zunge, »Bendheims bekommen ja Besuch . . .«

Frau Juliane wußte: das lag in der Luft und es mußte kommen. Jetzt hieß es geschickt sein und sich nichts merken lassen.

»Ach ja, mein Mann erzählte mir davon, flüchtig,« sagte sie kühl und nahm den Strickstrumpf wieder zur Hand.

»So, so, Sie wissen auch nichts Näheres,« brummte Herr Motzel.

»Wie sollten wir, lieber Motzel, nein, wirklich nicht,« meinte Siegfried Mäuschen, der sich verpflichtet fühlte, seine Frau in ihren erstaunlichen Leistungen zu unterstützen.

»Es geht uns doch eigentlich gar nichts an,« sagte Frau Juliane scharf.

Herr Motzel war nicht dumm. Er merkte, daß man dieses Thema nicht zu berühren wünschte.

»Natürlich, ich meinte nur,« sagte er und klopfte sich klatschend und mit weltmännischer Nichtachtung ein Stäubchen von der Hose. »Ja, was ich sagen wollte, lieber Mäuschen,« fuhr er fort, »ich habe ein neues Fäßchen Rotwein bekommen, eine alte, feine Marke, da wollte ich Sie eigentlich herüberholen. Wie wäre es, wir machen eine kleine gemütliche Sitzung zusammen ...«

Herr Siegfried Mäuschen lächelte verlegen und sah fragend auf Frau Juliane.

»Du warst heute schon den ganzen Abend nicht recht wohl, Siegfried,« sagte Frau Juliane in einem Tone — oh, Mäuschen kannte diesen Ton.

Herr Motzel begriff. Mit einer liebenswürdigen Verbeugung wandte er sich an Frau Juliane.

»Gnädige Frau, Ihre Sorge ist rührend, aber wir sind schon alte Leute und versprechen, vorsichtig zu sein. Das Unwohlsein ist doch wohl noch nicht so schlimm, gnädige Frau.«

Die »gnädige Frau« war bezwungen.

»Ja, wenn Sie die Verantwortung übernehmen,« sagte sie süßlich lächelnd, »es ist vielleicht nicht so schlimm, wir Frauen sind nur immer so besorgt.«

Siegfried Mäuschen stand eilends auf und begab sich zur Türe.

»Gute Nacht, Juliane.«

Herr Motzel verbeugte sich: »Gute Nacht!«

Frau Juliane lächelte immer noch und lächelnd geleitete sie die beiden hinaus.

»Siegfried, sei mäßig,« klang es noch schicksalsschwer im Hausflur, ehe sie die Tür schloß.

Nun gingen die beiden über das holperige Straßenpflaster nach Herrn Motzels gegenüberliegendem Restaurationslokal.

Das Städtchen lag still und ruhig, nur von ferne hörte man ein altes Studentenlied, das fröhliche Zecher beim Bummel durch die krummen Klostergassen sangen.

»Ach ja, ja,« seufzte Herr Mäuschen selig träumend und schlürfte in seinen gestickten Pantoffeln geräuschvoll neben Herrn Motzel her. »Da singen sie. So waren wir auch einmal, so jung und so lustig, aber dann später, wenn man verheiratet ist — wissen Sie, die Frauen hängen dann so an einem — besonders meine.«

Der Lebemann lachte überlegen und verständnisvoll.

»Hä, hä,« sagte er und schnalzte dabei mit der Zunge, »kenne das, Temperament, südliches Blut . . .«

Frau Juliane hatte nun eigentlich weniger südliches Blut. Sie war aus Piepenbusch in Ostpreußen gebürtig.

Es war am Palmsonntag vormittag, als Else im Speisezimmer stand und mit prüfenden Blicken den Tisch überschaute, der heute — eine Seltenheit im Bendheimschen Hause — für acht Personen gedeckt war.

Else hatte viel Geschmack und Sinn für das Intime, und so bot der Tisch einen wirklich hübschen und zugleich behaglichen Anblick. Vom weißen Damasttuch hob sich das alte schwere Silberzeug ab, und zwanglos verteilt lagen zwischen den einzelnen Plätzen kleine Blumensträuße, die in der Farbe mit dem Tischläufer harmonierten. Nirgends war ein aufdringlicher Flitterluxus zu bemerken, wie er oft in großstädtischen Gesellschaften zu sehen ist, alles war von jener soliden Einfachheit und vornehmen Anspruchslosigkeit, die ein Ergebnis von Generationen ist.

Else überlegte gerade die Tischordnung, als Käthchen mit dem Kaffeegeschirr eintrat und es geräuschvoll auf einen kleinen Nebentisch abzuladen begann.

Käthchen war das Faktotum des Bendheimschen Hauses. Sie hatte schon bei Elses Mutter gedient, die sie seinerzeit aus der nordischen Heimat ihres Mannes mitgebracht hatte, und da Käthchen ohne jede Anverwandte war, so war sie als vererbtes Inventarstück auch weiter im Haus an der Heiligenbrücke geblieben.

Natürlich wahrte sie sich in dieser Stellung eine ge-

wisse Autorität, die unbedingt geachtet werden mußte. Außer Else und Charlotte, sowie Onkel Florian und Hans Erben, die sie mit größter Treue liebte, haßte sie alle anderen Menschen und entwickelte oft ein solches Drachengift der Welt gegenüber, daß Else vermittelnd einschreiten mußte. Im übrigen war Käthchen grob, geradezu monströs häßlich und hatte die Eigentümlichkeit, stets und bei jeder Gelegenheit Unglück zu prophezeien.

Else besann sich, daß es vielleicht zwangloser und hübscher sein würde, den Kaffee nicht im Speisezimmer einzunehmen. Auch konnten sich dann die sehr verschiedenen Elemente der Gesellschaft besser und entsprechender verteilen.

»Ach bitte, Käthchen,« sagte sie, »ich denke, wir trinken lieber im Erkerzimmer Kaffee, da ist's gemütlicher.«

»Das will wohl der Herr Vetter so?« fragte Käthchen mit unliebenswürdigem Mißtrauen.

»Nein, Käthchen, das will ich so,« sagte Else ruhig und freundlich.

Käthchen war besänftigt.

»Es ist auch viel besser so, Sie treffen immer das Richtige, ganz wie die Frau Mama, Gott hab' sie selig,« sagte sie und räumte das Kaffeegeschirr wieder zusammen.

In der Tür blieb sie noch einmal stehen.

»Fräulein, nehmen Sie's nicht übel,« meinte sie verlegen, »aber seien Sie vorsichtig, nehmen Sie sich in acht!«

Else war sprachlos. Meinte sie etwa ihren Vetter, Benno Bendheim? Das wäre denn doch etwas stark gewesen.

»Es gibt ein Unglück!« sagte Käthchen dumpf — und im selben Augenblick stieß sie mit Benno Bendheim zusammen, der gerade hereintrat und beinahe das Kaffeegeschirr umgeworfen hätte.

Else legte schnell die Küchenschürze ab und ging dem Vetter entgegen.

»Guten Tag, Else,« sagte Benno, »was soll's denn für ein Unglück geben? Ich hätte freilich beinah' das Tablett umgeworfen.«

»Ach, gar nichts,« wehrte Else verlegen ab, »Käthchen prophezeit immer Unglück, das ist ihre Eigentümlichkeit.«

»Eine liebe Angewohnheit,« sagte Benno lachend, »also Käthchen heißt sie? Sehr zart. Aber, nimm's mir nicht übel, Else, dekorativ ist dieser Unglücksrabe nun gerade nicht.«

Else lachte.

»Nein, aber sie ist ein Erbstück, von Mamas Zeit her ...«

»Übrigens, Else, ich habe mir erlaubt, dir etwas mitzubringen, eine kleine, schuldige Aufmerksamkeit. Es ist heute Palmsonntag.« Damit überreichte er seiner Cousine einen großen Strauß prachtvoller Rosen, in die kleine Maikätzchenzweige zierlich eingeflochten waren.

Else nahm die Blumen entgegen, sie freute sich sichtlich und streckte Benno die Hand hin.

»Ich danke schön,« sagte sie einfach, »es ist sehr hübsch, daß du daran gedacht hast!«

Benno Bendheim verbeugte sich liebenswürdig.

Else sah ihn an. Wie hübsch er aussah! Das Gesicht war freilich nicht so ernst und durchgeistigt, wie Else es gern mochte — an wem wohl? — nein, das war es gar nicht. Aber es sah entschieden sehr männlich aus.

Das junge Mädchen senkte errötend den Kopf und barg das Gesicht einen Augenblick in den Rosen. Mein Gott, was sie für Betrachtungen anstellte! Wie kam sie nur darauf? Es war doch sonderbar.

Benno Bendheim hatte unterdessen den Mittagstisch betrachtet.

»Wie hübsch du alles zu machen verstehst, Else,« sagte er bewundernd, »so schön können wir's kaum in Berlin.«

»Geh, du sagst mir Schmeicheleien.«

»Nein, gar nicht, du hast wirklich ein großes Hausfrauentalent.«

»Aber wieso denn, gar nicht,« wehrte Else verlegen ab.

»O ja, sonst würde ich mich doch nicht gleich am ersten Tage meiner Ankunft hier so wohl gefühlt haben.«

»Es ist schön, Benno, wenn es dir bei uns gefällt!« sagte Else warm.

Dann sah sie ihn etwas neckend an.

»Sagst du allen solche Liebenswürdigkeiten? Das lernt man wohl in Berlin?«

Er lachte.

»Nein, das lernt man nirgends, das ist angeboren und — allen sage ich sie nicht.«

Else wandte den Kopf zur Seite, und ihre Finger spielten nervös mit der seidenen Schleife der Rosen.

Benno schien das nicht zu bemerken. »Und alle diese Herrlichkeit ist also für Mäuschens,« sagte er mit ironischem Lächeln.

»Das nun gerade nicht,« meinte Else, »aber es war doch nicht gut zu umgehen, die Leute wohnen hier im Hause, solang' ich mich überhaupt erinnern kann, Mama kannte sie schon, es geht wirklich nicht anders. Es sind ja auch durchaus nette, gute Leute, außer der Frau, die ist mir nicht sympathisch.«

»Frau Mäuschen soll ein Drache sein, sagt Charlotte,« erwiderte Benno.

Else lachte.

»Charlotte drückt sich etwas drastisch aus, das hat sie bei euch in Berlin gelernt,« sagte sie, »übrigens kann ich dir mitteilen, daß du neben Frau Mäuschen zu sitzen kommst. Ich gratuliere dir.«

Benno schauderte.

»Sag' mal, wen habe ich denn von der anderen Seite, oder gedenkst du mich à part mit Frau Mäuschen einzusperren?«

»Von der anderen Seite hast du mich.«

Bennos Gesicht erhellte sich. »Du, dann mache ich lieber dir den Hof!«

»Nein, bitte, ich bin beschäftigt, du hältst dich ausschließlich an Frau Mäuschen. Du kannst ja mit ihr über Würzburg sprechen. Charlotte hat dir doch alles gezeigt?«

Benno nickte.

»Ja, sogar Herrn Motzel, der Sonntags um acht Uhr ausfährt.«

»Du bist unausstehlich. Das heißt, eigentlich ist daran Charlotte schuld, die ist oft recht unartig, warum erzählt sie dir solche Sachen!«

»Und ich wollte dir gerade mein Kompliment über

Charlottens Erziehung machen, Else. Du müßtest eine vorzügliche Mutter werden,« sagte er.

Else wurde verlegen.

»Aber daß ich mich meiner Schwester angenommen habe, ist doch selbstverständlich, als Mama starb, die Erziehung brauchst du wirklich nicht weiter zu loben. Sie hat doch auch bei euch erst den letzten Schliff bekommen, nicht wahr?«

»Seien wir doch ehrlich, Else,« sagte Benno ernst, »was sie bei uns gelernt hat, sind die paar gesellschaftlichen Kleinigkeiten und im übrigen der ruppige Ton, den sie im Berliner Leben aufgegabelt hat. Das heißt, ein paar Ausdrücke hat sie auch von mir, ich bekenne mich schuldig. Aber was gut und lieb an ihr ist, das hat sie deiner Leitung zu verdanken. So, das wollte ich dir einmal sagen, Else!«

Else Bendheim senkte den Kopf ganz tief und eine glühende Röte überzog ihr feines Gesicht.

Dann stand sie hastig auf.

»Du mußt mich jetzt einige Augenblicke entschuldigen,« sagte sie unsicher, »ich will mich umziehen. Die Gäste kommen bald. Du vertreibst dir die Zeit wohl inzwischen mit Charlotte, sie wird schon angekleidet sein.«

»Charlotte ist noch oben bei Onkel Florian. Wir

waren zuletzt da gelandet nach unserem Spaziergang, aber ich bin früher fort, er ist ja sehr gut, gewiß, aber mir ist die Luft ein bißchen drückend dort. Auch war Hans Erben da und der ist mir auch zu ernst. . . .«

Über Elses Gesicht huschte ein Schatten.

»Ich glaube wohl, daß ihr sehr verschieden seid, beide,« sagte sie nachdenklich.

Dann stellte sie den Rosenstrauß in eine Vase mitten auf den Tisch.

Else war froh, als man sich endlich zu Tisch gesetzt hatte.

Die Vorstellung verlief, wie alle Vorstellungen, etwas albern. Zudem hatte man warten müssen, da die Familie Mäuschen zu spät kam.

Frau Juliane war allerdings schon am frühen Vormittag mit ihrer Toilette, einem lachsfarbenen Kleide von überzeugender und eindringlicher Nuance, fertig, und auch die anderen Familienglieder waren zeitiger, als nötig war, bereit, den wichtigen Gang in das obere Stockwerk zu unternehmen. Aber Frau Juliane zügelte ihren und der anderen Eifer immer wieder durch die Bemerkung, daß es fein sei, zu spät zu kommen. Herr Siegfried Mäuschen wurde immer hungriger und wagte sogar, von diesem seinem inneren Zustand etwas verlauten zu lassen.

»Es ist gemein und gewöhnlich, Hunger zu haben,« hatte Frau Juliane gesagt, »nimm dich zusammen, es handelt sich um das Glück deines Kindes. Knöpfe auch den Gehrock auf, du siehst zu dick aus. Es ist gemein und gewöhnlich, wenn man dick ist, es handelt sich . . .«

Herr Siegfried Mäuschen seufzte. Mein Gott, er wußte ja schon, worum es sich handelte — und er knöpfte gehorsam den Gehrock auf. Das hatte auch den Vorteil, daß es ihm selbst leichter wurde, denn Herr Mäuschen vertrug keine Beengung, auch die der Kultur nicht.

Nun saß man glücklich bei Tische, aber es wollte keine frohe Stimmung aufkommen.

Benno konnte nicht recht mit Frau Juliane ins Gleis kommen, da sie ihm fortwährend in geschrobenem Ton, den sie offenbar für gesellschaftlich hielt, Elogen machte.

Hans Erben wußte auch nicht, was er mit Dorchen anfangen sollte, die eigentlich immer zu allem ja sagte und selig lächelte. Zudem war er offenbar verstimmt und der finstere Zug um seinen Mund war noch schärfer als sonst, besonders wenn er zu Else hinübersah, die heute in ihrem einfachen Kleid mit dem kleinen, viereckigen Ausschnitt sehr vorteilhaft aussah.

Ihr ganzer altmodischer Typus im Gesichtsschnitt trat so deutlich reizvoll zutage, daß man glauben konnte, ein altes Bild sei lebendig geworden und aus seinem verschnörkelten Goldrahmen herausgetreten.

Hans biß sich auf die Lippen und wandte den Blick von Elses eigenartiger Erscheinung ab, aber nur, um ihn immer wieder zu ihr zurückkehren zu lassen. Schließlich unterhielt er sich gewaltsamliebenswürdig mit Jean Jacques über Byrons Werke.

Jean Jacques strahlte, weil er eine wirkliche Gesellschaft mitmachen und vor allem, weil er neben Dorchen sitzen konnte. Dazu kam noch, daß er ungestraft seiner Begeisterung für den »großen Briten« freien Lauf lassen durfte, ohne von Frau Juliane aus seinen Träumen gerissen zu werden. Sonst war er aber verlegen und sah fast ebenso rot aus wie seine Krawatte.

Wirklich zufrieden gestimmt war eigentlich nur Siegfried Mäuschen, der Frau Juliane unschädlich wußte und von Charlotte so eifrig mit allem versorgt wurde, daß er, soweit ihm beim Essen noch Zeit blieb, geradezu zärtliche Gefühle für seine Nachbarin empfand.

Käthchen ging schweigend herum und bediente mit einer für sie erstaunlichen Geräuschlosigkeit, aber sie

hatte einen unheildrohenden Ausdruck im Gesicht, als habe sie eine Bombe verschluckt, die jeden Augenblick platzen müsse.

»Ja,« sagte Frau Juliane, »haben Sie sich auch ordentlich in Würzburg umgesehen? Gefällt es Ihnen?«

Benno nickte zustimmend.

»Gewiß, gnädige Frau, die Stadt hat einen ganz eigenen Reiz.«

»Berlin ist freilich größer,« fuhr Frau Juliane scherzend fort, »ich kenne es auch.«

Frau Juliane war da einmal durchgefahren, auf dem Bahnhof Friedrichstraße angekommen und vom Anhalter wieder weitergereist. Es war Nacht, und sie hatte eigentlich nur ein Schinkenbrot in Erinnerung, das sie auf dem Anhalter zu sich genommen hatte.

»So, gnädige Frau kennen Berlin,« erwiderte Benno Bendheim mit gemachtem Interesse, »in welcher Gegend haben Sie gelebt, wenn ich fragen darf?«

Frau Juliane stockte.

»Ich weiß wirklich nicht ... wir hatten damals so viel gesehen, mein Mann und ich ...«

Charlotte ließ ihr Taschentuch fallen und tauchte unter den Tisch.

»Hat es Ihnen gefallen?«

Frau Juliane atmete auf.

»Wie können Sie fragen, es ist doch die Zentrale, sozusagen, unsere Zentrale — ich wünschte dringend, meine Tochter käme einmal hin, es ist heutzutage so wichtig für ein junges Mädchen, einmal etwas von der Welt zu sehen.«

Benno nickte zustimmend.

»Andererseits, sehen Sie,« schwatzte Frau Juliane weiter, »für die Erziehung selbst, für die erste zarte Entwicklung sozusagen, ist die Kleinstadt unschätzbar. Allen Schmutz des Lebens kann man seinem Kinde fernhalten, es wächst ganz in der Atmosphäre des Hauses auf, im Schoß der Mutter sozusagen — das ist mir auch bei meiner Tochter so lieb gewesen, daß ich sie so erhalten konnte, so rein, möchte ich sagen, so unberührt . . .«

»Gewiß, gnädige Frau,« sagte Benno Bendheim zustimmend und sah unwillkürlich nach der unberührten Blüte hinüber, die in ihrem hellblauen Kleid verlegen und regungslos dasaß. Er würde sie nicht berühren, gewiß nicht, dachte er.

Frau Juliane nickte ihrer Tochter gnädig zu und warf einen giftigen Blick auf Jean Jacques, denn sie bemerkte, daß er Dorchen anhimmelte — der Bengel.

»Sie ist noch so schüchtern,« meinte Frau Juliane sanft, »das ist freilich der Reiz eines jungen Mädchens« — Benno nickte zerstreut und sah Else hilfesuchend an — »aber nun wünschte ich doch, sie käme einmal heraus, es ist, wie gesagt, heutzutage notwendig.«

»Ja, es ist wünschenswert,« murmelte Benno Bendheim abwesend, »der Blick erweitert sich und so weiter — nicht wahr, gnädige Frau?«

»Ja, das meinte ich,« erwiderte Frau Juliane, »und da wäre ich wirklich sehr für Berlin. Es ist nur schwer bei uns, ich kann nicht fort von meinem lieben Mann, er ist so beschäftigt, und da muß er seine häusliche Gemütlichkeit haben, nicht wahr?«

Siegfried Mäuschen blieb vor Erstaunen der Bissen im Halse stecken, er verschluckte sich und hustete qualvoll.

»Ja, in der Tat, etwas schwierig,« meinte Benno interesselos und sah sich an, wie Herr Mäuschen immer röter wurde und Charlotte mit boshaftem Lächeln ihm anbot, ob sie ihn vielleicht klopfen dürfe.

»Nein, danke, o nein, danke bestens,« stotterte Mäuschen angstvoll, denn er sah die Zornesfalte zwischen Frau Julianens Augen sich vertiefen.

Endlich hatte Herr Mäuschen ausgelitten und konnte weiteressen.

»Es war doch keine Gräte?« fragte Else besorgt, um auch ihre Teilnahme zum Ausdruck zu bringen.

Mäuschen schüttelte den Kopf.

»Trinken Sie doch ein Glas Wein nach, das ist sehr gut in solchen Fällen,« meinte Else, und Charlotte, die sich mühsam das Lachen verbiß, goß Herrn Mäuschen von neuem ein.

Herr Mäuschen dankte und trank zwei Gläser hintereinander, da es Steinwein war und er Frau Julianens warnenden Gesichtsausdruck nicht bemerkte.

»Ich bitte um Entschuldigung,« sagte er.

»Herr Mäuschen, es ist furchtbar lustig, wenn sich jemand verschluckt,« tröstete Charlotte ihn naiv, »trinken Sie aber lieber noch ein Glas, dann ist es ganz bestimmt weg.«

»Vielleicht, wenn Sie meinen,« sagte Herr Mäuschen fröhlich und seine sanften Augen fingen an, bedenklich zu funkeln.

Jedenfalls hatte der Zwischenfall die allgemeine Spannung gelöst, man wurde zwangloser, auch die anderen folgten Mäuschens Beispiel und sprachen dem Wein fleißiger zu.

Nur Hans Erben war eher noch finsterer geworden.

Er ließ Jean Jacques, der, wohl unter dem Einfluß

des Steinweins kühn geworden, mit erneuten Byronthemen über ihn hereinbrach, unbeachtet und wandte sich an Frau Juliane.

»Verzeihung, gnädige Frau,« sagte er scharf, »ich weiß nicht, warum man die jungen Mädchen heutzutage immer fortschickt. Es liegt doch gar keine Veranlassung vor, sie in die Großstadt zu schicken. Das wirkliche geistige Leben dort pflegen sie doch wohl kaum kennen zu lernen, und was sie sonst dort sehen und hören, ist zum allermindesten unnötig.«

»Aber Herr Doktor, die Entwicklung,« meinte Frau Juliane, der es nicht unlieb war, daß dieses Thema bezüglich ihrer Tochter weitergeführt wurde. Sie hatte schon gefürchtet, Mäuschens Hustenanfall habe es begraben.

»Gewiß, gnädige Frau,« sagte Hans Erben, »aber Sie verglichen ein junges Mädchen vorhin sehr richtig mit einer Blume« — Frau Juliane lächelte geschmeichelt — »nun, ich denke, daß eine Blume vor allem des heimischen Bodens zur Entwicklung bedarf. Ich halte es für gefährlich, daß man so leicht geneigt ist, die Fremde über die Heimat zu stellen, um so mehr bei einem Frauencharakter, dessen Kraft im Hause wurzelt.«

»Aber bitte,« warf Charlotte empört ein, »über die

Spinnstube sind wir denn doch hinaus, den Frauen gehört außer dem Hause genau so gut die Welt, wie euch!«

»Natürlich gehört der Frau heutzutage die Welt, aber ihre Kraft wurzelt in der Heimat, wie schließlich die unserige auch, damit muß man in erster Linie verwachsen sein, um fest im Leben zu stehen.«

Frau Juliane war die Wendung des Gespräches nun doch nicht mehr ganz willkommen.

»Wurzelt Ihre Kraft auch in dieser Kleinstadt?« fragte sie spitz.

»Meine Kraft wurzelt im Haus an der Heiligenbrücke.«

»Das heißt die Sache aber doch etwas zu seriös auffassen,« mischte sich Benno Bendheim ins Gespräch, »da könnte man ja Großstadt, Kleinstadt und Landleben nie austauschen?«

»Gewiß kann man das, wenn es nicht anders geht,« sagte Hans Erben, »aber für manche ist es entschieden gefährlich und vor allem, denke ich, soll man keine Regel daraus machen und solch eine Verpflanzung als Vervollkommnung der Erziehung und Entwicklung auffassen und sie als möglichst wünschenswert hinstellen.«

»Ich kenne einen Fall,« sagte Benno vergnügt, »wo

es einem Pflänzchen vorzüglich bekommen ist, aus einem Nest in die Millionenstadt umgepflanzt zu werden.«

»Ja, nicht wahr,« schloß sich Frau Juliane an und strich geräuschvoll über ihr lachsfarbenes, seidenes Kleid, daß es knisterte, »das meine ich auch. Ich bin ganz Ihrer Ansicht. Und wie humorvoll Sie das auszudrücken verstehen!«

Benno Bendheim wurde es schwül.

»Siehst du,« meinte Charlotte, die in ihrem modernen Frauenempfinden sehr leicht zu kränken war, »siehst du, Hans, du stehst ganz allein mit deiner Ansicht.«

Hans Erben sah finster vor sich hin, sein Gesicht war noch blasser als sonst.

»Ja, hier stehe ich allerdings allein, wenn auch nicht alle ihre Meinung geäußert haben,« sagte er scharf, »aber es haben schon andere dasselbe gesagt, die ein berufenes Urteil haben, zum Beispiel auch Onkel Florian, und wir sind beide Männer, die etwas gelernt haben und viel vom Leben kennen.«

Die Spitze dieser Worte war unverkennbar, und so trat eine etwas drückende Pause ein.

Zum Glück war Else, die trotz ihres Schweigens der ganzen Unterhaltung mit größter Spannung gefolgt

war, gewandt genug, diese Stimmung nicht einreißen zu lassen.

»Ich denke, wir wollen auf Onkel Florians Wohl trinken, es ist schade, daß er nicht unter uns sein kann!« sagte sie ruhig und freundlich.

Alle atmeten erleichtert auf, und leise klirrend klangen die dünnen feingeschliffenen Gläser zusammen.

Dann hob Else Bendheim die Tafel auf und bat ihre Gäste, den Kaffee im Erkerzimmer einzunehmen.

Das Erkerzimmer lag mit den Fenstern nach dem Garten und die Nachmittagssonne schien warm und leuchtend herein.

Nachdem der Kaffee serviert war und alle sich zwanglos und bequem gesetzt hatten, trat wieder jene behaglich-friedliche Atmosphäre ein, die die Stunde nach Tisch auszuzeichnen pflegt.

Die Herren, außer Siegfried Mäuschen natürlich, rauchten.

Sogar Jean Jacques hatte sich eine Zigarette angezündet. Er rauchte in langsamen, ungeschickten Zügen und quälte den Doktor mit der Frage, wann ein junges Mädchen das Recht habe, ohne Einwilligung der Eltern oder, sagen wir, der Mutter, zu heiraten.

Hans war offenbar noch verstimmt, aber er bezwang sich und gab dem jungen Mann eingehendste Auskunft. Er wollte sich seine Verstimmung nicht merken lassen und mochte auch gegen Jean Jacques nicht unliebenswürdig sein, da er wußte, daß dieser eine gedrückte und geduldete Existenz führte. Von Else hielt er sich ganz fern.

Dorchen saß gleichgültig vor ihrer Tasse Kaffee und sah blaß und angegriffen aus, während sich die anderen lebhaft über die Schönheit des Erkerzimmers unterhielten, das wirklich wie geschaffen schien zu einer friedlichen Kaffeestunde.

Plötzlich tönte in diesen Frieden der schrille Klang der Apothekenglocke.

»Wer kann denn das sein?« sagte Herr Mäuschen verwundert und setzte seine Kaffeetasse hin.

»Es ist hoffentlich nichts Ernstes,« meinte Frau Juliane, die heute stark in Gefühl machte, »mein Gott, wie ich mich erschreckt habe!«

»Ich kann mir gar nicht denken ...« murmelte Mäuschen, »heute, am Palmsonntag.«

»Man wird doch nachsehen müssen,« mahnte Else.

Frau Juliane richtete sich zu voller Würde auf.

»Jakob, gehen Sie,« sagte sie schneidend.

Jean Jacques machte ein betrübtes Gesicht und ging.

»Also nach dem vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahre?« frug er noch einmal, ehe er im Türrahmen verschwand.

»Ja, ja,« nickte Hans Erben zerstreut und konnte gar nicht begreifen, warum ihn Jean Jacques über diesen Punkt so eingehend ausholte.

Frau Juliane schien sich übrigens schnell von ihrem Schreck erholt zu haben.

»Mein lieber Herr Bendheim,« flötete sie, »Sie kennen ja nun unser liebes Würzburg so ziemlich, aber einige Punkte außerhalb müssen Sie unbedingt besuchen, es ist wirklich lohnend.«

Benno Bendheim ahnte etwas und winkte dankend ab. »Ich bin leider kein Freund von größeren Partien, gnädige Frau. Ich bin meiner Cousinen wegen gekommen und möchte so viel als möglich mit ihnen in ihrem gemütlichen Heim sein.«

Frau Juliane verzog den Mund zu einem bitteren Lächeln. »Gewiß, sehr begreiflich, aber Sie brauchen gar nicht weit zu gehen, ganz nahe finden Sie reizende Aussichtspunkte. Da ist zum Beispiel die Steinburg, die müssen Sie sehen, es lohnt sich wirklich.«

»Charlotte versprach schon, mich hinzuführen, gnädige Frau.«

»Das trifft sich herrlich,« rief Frau Juliane, »auch

wir wollten demnächst einen kleinen Ausflug dorthin machen. Abends sitzt es sich so schön oben bei einem Glas Wein. Ich würde mich freuen, Sie als Gäste bitten zu dürfen ...«

Benno machte entsetzensgroße Augen.

»Sehr gütig,« stammelte er ratlos.

Herr Mäuschen griff an seine linke Brusttasche. Ein Ausflug? Auch das noch? Und etwa auch in neuen Kleidern?!

Da meldete sich Dorchen, die die ganze Zeit still dagesessen hatte.

»Ach, bitte, darf ich vielleicht um ein Glas Wasser bitten,« stammelte sie schüchtern, »mir ist nicht ganz wohl.«

Frau Juliane sah ihre Tochter mißbilligend an.

»Was ist dir, Dorothea?« fragte sie scharf und, zu Benno gewandt, entschuldigte sie: »Sie ist sonst ganz gesund, etwas zart freilich, aber sonst ganz gesund. Es ist ja auch schrecklich mit kranken Frauen, so ist sie nicht, Gott sei Dank — nicht wahr, Dorothea, es ist nur vorübergehend?«

»Ja, Mama.«

»Du bist doch sonst nie krank?«

»Nein, Mama.«

»Sehen Sie,« sagte Frau Juliane, »es ist nur die

Aufregung, das Kind ist so unberührt, es hat noch nichts gesehen.«

Benno Bendheim wurde allmählich übel.

»Ist es wirklich nichts, Dorchen?« forschte Else besorgt und reichte ihr das gewünschte Glas Wasser.

Dorchen trank es in hastigen Zügen aus und schüttelte den Kopf.

»Weißt du, Dorchen,« meinte Herr Mäuschen harmlos, »geh doch einfach herunter zu Jean Jacques und laß dir ein Pulver geben, du brauchst ihm nur zu sagen, er weiß dann schon, was ...«

Dorchen stand eiligst auf, froh, aus dieser peinlichen Lage erlöst zu sein.

»Ach ja,« sagte sie sichtlich erleichtert und ging. Else wollte sie begleiten, aber sie lehnte jede Hilfe dankend ab.

»Es geht schon jetzt vorüber, wirklich, ich komme gleich wieder ...«

»Ja, bitte, Dorothea,« sagte Frau Juliane scharf und warf einen Blick auf ihren Gemahl.

Mäuschen sah diesen Blick nicht — und das war gut.

»Zyankalium ist das giftigste,« sagte er zu Charlotte, »man bringt es nur an die Zungenspitze und dann ist man sofort tot.«

»Zyankalium,« sagte Charlotte mit verhaltenem Atem, »wie furchtbar — und sofort?«

»Ja, sofort. Auf der Stelle!«

Siegfried Mäuschen lächelte stolz im Vollbewußtsein seiner gefährlichen Kenntnisse.

Benno, dem es in Frau Julianes Nähe allmählich ungemütlich wurde, war zu Else in den Erker getreten.

»Es war wirklich reizend heute, Else,« sagte er, »ich danke dir, daß du dir so viele Mühe gemacht hast mit allem.«

Else nickte freundlich.

»Zu danken haben wir dir für deinen Besuch.«

Hans Erben beobachtete die beiden im Erker, dann preßte er die Lippen zusammen und warf mißmutig den Rest seiner Zigarette in den Aschenbecher.

»Nein, Else,« sagte Benno, »zu danken habe ich allein, und zwar dir — viele, viele Male!«

Damit neigte er sich auf Elses Hand und küßte sie.

Else überließ sie ihm und sagte kein Wort.

Dorchen war unterdessen hinuntergegangen, etwas langsam und mühsam, denn ihr war wirklich nicht wohl.

Es hatte ihr alles den Kopf benommen, die Gesellschaft, der ungewohnte Weingenuß und nicht zum mindesten die anstrengenden Vorbereitungen zu die-

sem wichtigen Tage unter Frau Julianens strenger und allzu persönlicher Leitung.

Ja, sie wollte sich bei Jean Jacques ein Pulver ausbitten — wie beruhigend der Gedanke war!

Zaghaft öffnete sie die Tür zur Apotheke.

Jean Jacques stand hinter dem Ladentisch und drehte Pillen, offenbar nach dem vor ihm liegenden Rezept, das wohl der unerwartete Störenfried vorhin gewesen war. Als er Dorchen erblickte, fuhr er zusammen, dann aber erstrahlte sein Gesicht im seligsten Lächeln.

»Oh, Fräulein Dorothea, wie unverhofft,« stammelte er, »womit kann ich Ihnen dienen?«

»Ich sollte um ein Pulver bitten, mir war nicht ganz wohl.«

Jean Jacques sprang entsetzt hinter dem Ladentisch hervor und schob dem Mädchen einen Stuhl hin.

»Nicht wohl? Setzen Sie sich bitte.«

Eine ehrliche Angst lag in seinen Worten, seine Stimme zitterte und die wasserhellen Augen wurden noch größer als gewöhnlich.

Dorchen war gerührt.

»Ach, nicht doch,« sagte sie leise und beschämt, »es ist ja schon vorüber, lassen Sie, bitte!«

»Nein, Sie sind noch blaß, es ist noch nicht vorüber.

Oh, Fräulein Dorchen, darf ich Ihnen kein Pulver machen?« fragte er schmerzvoll.

Dorchen lächelte schon wieder.

»Es ist wirklich schon vorüber, ich fühle mich ganz wohl — aber, wenn Sie meinen, ein Pulver ...«

»Ja, ja, ein Pulver,« stotterte Jean Jacques, »es beruhigt mich, wenn Sie es nehmen.«

»Dann bitte, wenn Sie so gut sein wollen!«

Jean Jacques eilte an den Ladentisch, zog eine Schublade auf und kramte hastig und erregt darin herum.

»Ich stehe sonst eine Todesangst um Sie aus,« murmelte er.

Dorchen schien sich plötzlich wieder wohl zu fühlen.

»Nein,« sagte sie fest und sah ihn freundlich an, »Sie sollen keine Angst ausstehen. Nun nehme ich das Pulver bestimmt nicht, damit Sie sehen, daß es wirklich nichts ist ...«

»Oh, welch ein Opfer,« stammelte Jean Jacques und wurde nun selbst blaß und schwach vor lauter Erregung, »oh, solch ein Opfer.«

Dorchen hatte sich wieder ganz gesammelt.

»Ja, Sie sollen meinetwegen keine Angst ausstehen,« wiederholte sie, »das ist mir — —« hier stockte sie unwillkürlich.

Jean Jacques trat einen Schritt näher und zog an seinen Fingern, daß sie knackten.

»Ist Ihnen das etwas?«

Sie senkte den Kopf tief herab.

»Ja,« sagte sie leise.

Jean Jacques riß sich jetzt beinahe die Finger aus.

»Oh, oh,« murmelte er, »Fräulein Dorchen, also könnte ich — wenn ich hoffen könnte ...?«

»Ja.«

Es klang beinahe lautlos, aber Jean Jacques hatte es doch gehört.

»Dorchen,« rief er mit halberstickter Stimme, »oh, mein Gott, das ist zu schön, viel zu schön!«

Im nächsten Augenblick hielt er sie in den Armen und drückte ihr den ersten Kuß auf die Lippen, mit der ganzen Feierlichkeit, mit der diese Handlung, wie er in Büchern gelesen, zu vollziehen war.

Dorchen hatte weniger drüber gelesen und so erwiderte sie seinen Kuß herzhaft und gründlich und legte beide Arme um seinen Hals.

Einige selige Minuten hielten sich die beiden so umschlungen und genossen ungestört den holden Zauber ihrer ersten Liebesstunde. Nur die halbfertigen Pillen und Rezepte waren stumme Zeugen.

Jean Jacques war entschieden der angegriffenere Teil, es hatte ihn furchtbar mitgenommen und seine Knie schlotterten förmlich. So hatte ihn die plötzliche Freude überwältigt. Aber er besann sich auf seine Männlichkeit und seine Ritterpflichten, was er auch in Büchern gelesen hatte, und so löste er sanft und schonend die zarte Umarmung und führte das Mädchen sorgsam auf seinen Stuhl zurück.

»Du wirst angegriffen sein,« sagte er mit gerührter, unsicherer Stimme.

»Nicht doch,« wehrte sie ab, »aber wenn du es willst . . .« und sie setzte sich gehorsam.

»Ja,« sagte Jean Jacques, »du mußt dich nun auf meinen Schutz verlassen, ganz und für immer.«

Dorchen lächelte beseligt und sah ihn dankbar an.

»Ja das will ich,« sagte sie leise.

Jan Jacques stellte sich vor sie, lehnte sich an den Ladentisch und dachte nach, während das Mädchen mit aufmerksamer Spannung die tiefe Gedankenfalte auf seiner Stirn betrachtete.

»Geliebte,« begann Jean Jacques schließlich, »du hast dich mir gelobt, aber uns stehen schwere Kämpfe bevor. Hast du das in deinem Herzen erwogen?«

Dorchen nickte ahnungsvoll.

»Der Vater wird nichts dagegen haben, glaube ich,«

meinte sie unsicher, »er hat dich gern, das weiß ich sicher. Aber wie es mit der Mutter ist . . .«

»Ja, wie es mit ihr ist,« wiederholte Jean Jacques gedankenschwer, »wer kann das wissen?«

Aber beide hatten dabei das Gefühl, daß sie recht gut wußten, wie es mit ihr war. Dorchen begann schon etwas weinerlich zu werden, aber Jean Jacques reckte sich gewaltig auf, schüttelte drohend die dürren Arme und legte sie wie zum Schutz auf die Schultern des Mädchens.

»Dorothea,« sagte er und seine Stimme klang wie ein Gebet vor der Schlacht, »ich liebe dich und muß dich beschützen, einerlei, was kommt. Ich räume alle Hindernisse aus dem Wege oder ich sterbe!«

Dorchen sah entsetzt und zugleich bewundernd zu ihm auf.

»Um Gottes willen, Jacques,« flüsterte sie, »sage doch so etwas nicht, das ist ja zu schrecklich!«

»Beruhige dich,« erwiderte er tröstend, »ich habe mich außerdem erkundigt, ich weiß über alles Bescheid, ich meistere das Leben, glaube mir,« — Dorchen glaubte — »nach vollendetem einundzwanzigsten Lebensjahr kannst du ohne Erlaubnis deiner Eltern heiraten.«

Das Mädchen erschrak furchtbar.

»Aber Jacques, das geht nicht, das ist Sünde, nein, das dürfen wir nicht tun.«

Jean Jacques sah sie flammend an.

»Ich will es auch nur tun, wenn es nicht anders geht. Oder willst du, daß ich sterbe?«

»Nein, Jacques, nur das nicht!« flehte Dorchen.

»Gut,« sagte Jean Jacques, entschlossen, nicht mehr zu sterben, »dann kämpfen wir bis zum letzten Atemzug und wenn man grausam unsere Liebe zerstören will, dann warten wir bis zum vollendeten einundzwanzigsten Lebensjahr. Bist du einverstanden?«

»Ja, ja, Jacques, alles, was du willst, aber denke doch, was werden die Leute sagen?«

Jean Jacques warf sich verächtlich in die Brust.

»Pah, die Leute,« sagte er, »und wenn auch, wir wandern aus, hörst du?«

»Ja, wir wandern aus,« murmelte Dorchen gehorsam, »aber erst versuchen wir's lieber so?«

»Gewiß,« beruhigte sie Jean Jacques, »und nun, Geliebte, bist du mein auf Tod und Leben, was auch kommen mag!« rief er und breitete die mageren Arme aus.

Dorchen warf einen langen Blick auf die rote Krawatte mit dem durchstochenen Herzen. Dann lehnte sie selig an seiner Brust.

Über den beiden aber schaute leuchtend eine große dickbauchige Flasche herab — auf der stand Oleum Ricini geschrieben.

Else Bendheim hatte sich heute spät auf ihr Zimmer zurückgezogen. Es war nett und gemütlich gewesen, noch zu dreien um die Lampe herumzusitzen und zu plaudern.

Else war noch nicht müde und so setzte sie sich, halb entkleidet, an ihren kleinen Rokokoschreibtisch, auf dem ein großer Rosenstrauß mit zierlich eingeflochtenen Maikätzchen stand.

Es war doch ein schöner Tag heute gewesen. Morgen mußte sie unbedingt zu Onkel Florian, um ihm alles zu erzählen. Merkwürdig, aber eigentlich hatte sie keine rechte Lust, zu Onkel Florian zu gehen und in seinem stillen Arbeitszimmer zu sitzen, wo die Uhren so still und gleichmäßig tickten. Heute hätte sie jedenfalls keine Lust dazu gehabt, gewiß nicht.

Sie rückte die Vase mit den Rosen näher zu sich heran und vergrub das Gesicht in den Blumen. Wie das duftete — und kühl war es, so angenehm kühl.

Ja, es war ein schöner Tag gewesen.

Nur das hätte nicht sein brauchen, daß Benno und Hans verschiedener Meinung waren und daß Hans

so scharf wurde, ja vor allem, daß Hans so scharf wurde ... aber — eigentlich, Hans hatte doch recht gehabt, wenn sie sich's gut überlegte, wenigstens ihrer Meinung nach.

Warum hatte sie nur ihre Meinung nicht gesagt und Hans unterstützt, er stand doch ganz allein da? Ja — warum?

Mein Gott, wie die Rosen betäubend dufteten — so schöne Rosen hatte sie wohl noch nie gehabt. Nein, sie konnte sich nicht erinnern. Aber sie dufteten wirklich zu stark! Else schob sie, wie in einem plötzlichen Entschlusse, weit von sich ab und griff nervös nach einem zierlichen elfenbeinernen Federhalter.

Etwas mußte sie in der Hand haben und so kritzelte sie mechanisch damit auf einem Blatt Papier herum.

Dann fiel ihr alles wieder ein, was Benno ihr heute gesagt hatte, eins nach dem anderen — und traumverloren blickte sie geradeaus ins Leere. Ja, es war alles sehr hübsch gewesen, was er gesagt hatte — und eigentlich war er doch die meiste Zeit um sie herum gewesen. ...

Mein Gott, was hatte sie denn da zusammengekritzelt, ganz in Gedanken natürlich?

Else starrte erschreckt auf das Papier. Ein Name stand da — und darunter: Ich liebe dich.

Hatte sie das wirklich geschrieben? Nicht möglich! Aber es war ihre Handschrift, steile, große, etwas altmodische Buchstaben ...

Else warf den Federhalter fort und verbarg das Gesicht in den Händen.

Da klopfte es an ihre Tür, leise und schüchtern.

»Wer ist da?« fragte sie hastig.

Indem ging die Tür und Charlotte trat ein, auch schon im Nachtgewand, und setzte sich in einen Lehnstuhl gleich am Eingang.

»Ja, was willst du denn,« fragte Else erstaunt und verwirrt, »du gehörst doch ins Bett?«

»Ich kann nicht schlafen, Else, ich muß dir etwas sagen,« erwiderte Charlotte leise, ohne den Kopf zu erheben.

Else erschrak und trat zur Schwester hin.

»Ja, was denn, Charlotte, sag's doch!«

Charlotte schwieg, aber es zuckte bedenklich um ihre Lippen.

»Aber, Kind, fehlt dir etwas?« fragte Else besorgt und strich der Schwester schmeichelnd über den blonden Scheitel.

Jetzt schlug Charlotte die Hände vors Gesicht und brach in einen Strom von Tränen aus.

»Ich lieb' ihn, Else, ich lieb' ihn!« schluchzte sie.

Else kroch es wie ein eisiger Schauer am Körper herauf. Sie packte die Schwester am Arm und schüttelte sie.

»Um Gottes willen, Charlotte, wen denn?« fragte sie in fieberhafter Erregung.

»Benno,« rief Charlotte nervös gereizt. »Aber du bist so garstig zu mir, ich sag' dir gar nichts mehr, ich nehme Zyankalium!«

Das hatte sie von Herrn Mäuschen gelernt.

Else war selbst zu aufgeregt, um die Schwester zu beruhigen.

»Ja, ich sage dir gar nichts mehr!« wiederholte Charlotte schluchzend und wandte sich zur Tür.

»Aber bleib doch, Kind,« bat Else. Mehr konnte sie selbst nicht sagen, sie hatte ein Gefühl, als ob ihr der Atem versagen und das Herz stillstehen müsse.

Doch Charlotte war fort.

Else wollte ihr nacheilen, aber die Knie brachen ihr und kraftlos sanken sie auf einem Stuhl zusammen.

Wie in einem Schleier sah sie plötzlich alles, in einem beängstigenden, grauen, nebelhaften Schleier: ihr ganzes Zimmer, den Rosenstrauß mit den eingeflochtenen Maikätzchen und der seidenen Schleife, den Schreibtisch und das kleine Papier darauf mit ihren eigenen Schriftzügen — ich liebe dich! ...

Herr Siegfried Mäuschen saß in seiner Apotheke am Kassentisch und schrieb Zahlen in ein großes Buch. Er sah ernst und eifrig aus bei dieser wichtigen Beschäftigung, aber sein Gesichtsausdruck hatte etwas Fröhlicheres bekommen seit der Gesellschaft bei Bendheims. Es war, als ob er das Leben einmal von der Sonnenseite gesehen hätte. Er war gut behandelt worden von allen, nicht wie ein untergeordnetes Wesen der Schöpfung, Charlotte hatte ihn verwöhnt, er hatte ihr alle Gifte erklären können und somit einmal sich selber imponiert, was Herrn Mäuschen noch nie passiert war.

Ihm gegenüber in einem Lehnstuhl am Fenster saß Herr Motzel und ließ die Mittagssonne voll und ganz auf seine glänzenden Lackstiefel scheinen.

»Also, bester Mäuschen,« fragte er nebenhin, »es war nett bei Bendheims?«

»Reizend,« flötete Mäuschen. »Sie hätten auch da sein sollen!«

Das war ein wunder Punkt bei Herrn Motzel.

»Aber, bester Mäuschen,« sagte er nachlässig, »was denken Sie denn? Ich bin froh, wenn ich nicht in die Societé muß, habe so viel Gesellschaften in meinem Leben mitgemacht, daß mir's ordentlich zum Halse heraushängt!«

Siegfried Mäuschen warf einen respektvollen Blick auf den großartigen Lebemann.

»Ja, Sie,« murmelte er bewundernd.

Herr Motzel hatte den Blick bemerkt und lächelte geschmeichelt.

»Ihnen gönn' ich's von Herzen,« sagte er, »Ihnen fehlt das gerade, wollt' es Ihnen schon lange mal sagen. Sie müssen immer mal 'n bißchen 'raus aus dem Hause, das zerstreut und erholt die Nerven. Wie wär's denn, kommen Sie doch heut' mal zu mir herüber, abends, zu einem Glas Wein. Da freu' ich mich immer, bin sehr gerne in kleinem Kreise, nur kein großer Rummel, wissen Sie, kann ich nicht vertragen ...«

Herr Mäuschen dankte strahlend.

»Sehr liebenswürdig,« sagte er, »ich hoffe, ich werde abkommen können.«

»So viel zu tun?«

Herr Mäuschen wurde verlegen.

»Das weniger,« meinte er unsicher, »aber im Familienleben weiß man nie recht, ob's geht — aber wenn irgend möglich, sehr gerne.«

Herr Motzel lächelte spöttisch und mitleidig zugleich. Er kannte das Fragezeichen, das Herr Mäuschen hinter alles und jedes im Leben setzen mußte.

»Wie gut doch eigentlich die Menschen sind,« dachte Herr Mäuschen und schrieb eifrig weiter.

Herrn Motzels diesmalige Einladung entstammte weniger seiner Güte, er wollte sich nur freundschaftlich mit Mäuschen stellen, damit er doch wenigstens indirekt mit Bendheims zusammenkam. Man konnte nicht wissen, Mäuschen lud ihn wohl einmal mit ein, Frau Juliane hatte so etwas fallen lassen, als ob sie erwidern müßte.

»Sie haben recht,« begann Herr Mäuschen wieder, »ich fühle mich, seit ich neulich ein bißchen andere Luft geatmet habe, viel besser — ordentlich kraftvoll, ja, geradezu kraftvoll!« Siegfried Mäuschen legte die Feder fort und streckte die Arme von sich. »Kraftvoll!« wiederholte er noch einmal und wurde ganz rot im Gesicht dabei.

Herr Motzel schlug sich schallend aufs Knie.

»Natürlich,« lachte er, »immer ein bißchen bummeln, das hält das Blut hübsch in Umlauf. Wenn man wie Sie als Pharmazeut« — Herr Motzel sagte stets Pharmazeut und niemals Apotheker — »wenn man immer in der Giftluft drin sitzt, dann muß man sich öfters auslüften. Machen Sie sich doch frei, Sie sind doch ein Mann!«

»Ja, ich bin ein Mann,« murmelte Herr Mäuschen.

»Also heute abend, bestimmt, nicht wahr?« sagte Herr Motzel und lachte laut als Ermunterung.

»Ich komme jedenfalls,« sagte Herr Mäuschen, »sehr wahrscheinlich.«

Dann widmete er sich wieder seinem Kassenbuch, aber nur äußerlich, denn in ihm stiegen schwere Bedenken wegen Frau Juliane auf und was sie wohl dazu sagen würde, wenn er schon wieder einen Abend ausging. Sorgenvoll wischte sich Herr Mäuschen mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Wo ist denn Jean Jacques?« fragte Herr Motzel und zündete sich eine Zigarette an, eine ägyptische. Herr Motzel rauchte nur Ägypter, weil sie ein goldenes Mundstück hatten und das hielt er für vornehm.

»Jean Jacques bat, nach Hause zu gehen, er muß gleich wiederkommen, er wollte sich nur umziehen,« sagte Herr Mäuschen, »ein guter Junge, ich hab' ihn sehr gern, er ist auch tüchtig, ja, durchaus.«

Herr Mäuschen mochte Jean Jacques wirklich und außerdem fand er heute alle Menschen gut und hatte das lebhafte Bedürfnis, nur Gutes zu sagen und Gutes zu tun — eine Stimmung, die übrigens vorzüglich zu seinem Charakter paßte. Nur konnte dieses friedliche Naturell sich unter Frau Julianens Zepter niemals recht entfalten.

»Ja, ein netter Junge, ein Kind noch, unberührt vom Leben . . .« sagte Herr Motzel großartig und mit einer philosophischen Neigung des pomadisierten Hauptes. Dann tat er einen tiefen Zug aus der ägyptischen Zigarette, betrachtete sie mit prüfender Kennermiene und strich die Asche am Fenstersims ab.

Siegfried Mäuschen sah es mit Schrecken — wenn Frau Juliane das bemerkte! Tabaksasche im Hause und nun gar auf dem Fußboden — auch am Rande der Fensterbank war ein grauer Fleck.

Herr Motzel warf jetzt lässig die Zigarette hin — auch das noch!

»Sagen Sie mal, bester Mäuschen,« begann er wieder, »haben Sie nichts bemerkt?«

»Bemerkt, wieso denn?«

Etwas zu bemerken, ohne daß man ihn mit der Nase draufstieß, war Herrn Mäuschen so ziemlich unmöglich.

»Ich meine, zwischen Fräulein Else und dem Vetter . . .«

Herr Mäuschen sperrte Mund und Augen auf. »Nein — wieso denn?«

Herr Motzel lächelte schlau und schnalzte mit der Zunge.

»Sie sind ein unschuldiges Lamm, bester Mäus-

chen,« sagte er, »aber ich habe die beiden heut' früh auf der Straße gesehen, in einer menschenleeren Straße, ich kenne das.«

»Das wäre aber,« meinte Herr Mäuschen, »ich würde mich sehr freuen — beides liebe Menschen.«

Herr Mäuschen fand heute alle Menschen lieb. Zudem sah er sich im Geiste schon bei einer Verlobungsfeier Steinwein trinken.

In diesem Augenblick trat Frau Juliane, zum Ausgehen bereit, in die Apotheke.

»Siegfried, ich gehe aus — daß du's weißt,« sagte sie und nickte Herrn Motzel gnädig zu.

Herr Mäuschen war zu voll von der Neuigkeit, die er eben erfahren hatte und die sein harmloses Gemüt völlig erfüllte.

»Juliane,« sagte er geheimnisvoll, »Herr Motzel meinte eben, daß vielleicht oben, du verstehst, Fräulein Else und der Vetter.«

Frau Juliane wurde grün.

Herr Motzel erhob sich lachend aus seinem Lehnsessel. »Nur Vermutungen, gnädige Frau, Vermutungen, aber ich kenne mich aus in so was, Sie wissen ja, bin ein Lebemann . . .«

»Ein Schafskopf sind Sie!« schrie Frau Juliane und warf dröhnend die Tür hinter sich zu.

Es entstand eine peinliche Pause, und sogar Herr Mäuschen hatte das ängstliche Gefühl, daß das doch etwas stark war.

»Sie ist so erregt,« stammelte er, gleichsam entschuldigend. »Sie sagten selbst erst kürzlich, Temperament.«

Herr Mäuschen hüstelte verlegen.

Herr Motzel aber war wütend und hatte einen hochroten Kopf.

»Ach was, Temperament,« schrie er, »Unsinn, Temperament, frech ist sie und Sie sollten ihr mal eklig auf den Kopf spucken. Sie sind doch der Mann und der Herr im Hause, zum Teufel noch einmal!«

»Freilich, freilich bin ich der Mann,« murmelte Herr Mäuschen und auch ihn begann der Ärger zu packen, »da muß ich doch mal unbedingt, da werde ich ...«

Was er mußte oder würde, war Herrn Mäuschen vorläufig selbst noch nicht klar.

Herr Motzel lachte höhnisch und gereizt.

»Da schaff' ich Ordnung, ja, Ordnung,« ereiferte sich Herr Mäuschen und sein Stimmchen nahm einen drohenden Klang an, wobei er sich wiederholt mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr.

»Dazu ist's die höchste Zeit, bester Mäuschen, die allerhöchste,« sagte Herr Motzel schneidend, »das ist ja nicht mehr zum Ansehen, wollt's Ihnen schon lange

mal sagen, einfach lächerlich, nehmen Sie's nicht übel ...«

Herr Mäuschen klappte schallend das Kassenbuch zu. »Nein, nein, bester Motzel, keineswegs, wie sollt' ich, unter uns Männern, nicht wahr? Also nichts für ungut — und ein zweites Mal« — Herrn Mäuschens Arme fuchtelten wie zwei Dreschflegel in der Luft herum — »ein zweites Mal wird das nie wieder vorkommen, nie, nie, nie! Ich hab's auch satt, weiß Gott!« schloß er mit einem erleichterten Seufzer.

Herr Motzel stand auf.

»So ist's recht,« sagte er, schon wieder beruhigt, dann warf er einen bewundernden Blick auf seine eigene Gestalt und die Lackschuhe, in denen sie endigte. »Vergessen Sie nicht, lieber Mäuschen, wie sagt doch Nietzsche? Er sagt, Sie wissen ja wohl — Also au revoir, auf heute abend, nicht wahr?«

Herr Mäuschen schüttelte ihm die Hand.

»Ja, heute abend, ganz bestimmt!«

In der Tür traf Herr Motzel auf Jean Jacques, der in feierlichem Gehrock und Zylinderhut vor ihm stand und eine Verbeugung nach der anderen machte.

Herr Motzel grüßte etwas verwundert, aber er hielt

sich nicht weiter auf, denn er hatte für heute genug von der Luft des Mäuschenschen Hauses und beschloß, einen Schnaps auf seinen Ärger zu trinken.

Ähnliche Gedanken hatte auch Herr Mäuschen, denn er war zum heimlichen Trostwinkel gegangen und spülte drei Glas Kognak hinunter. So laut hatte es noch nie gegluckst, wenn Herr Mäuschen stillen Trost gesucht hatte, aber heute — wen ging das was an, er war der Herr im Hause, er allein, jawohl — und er trank den vierten Kognak.

Jean Jacques war auf diese Weise ganz unbemerkt eingetreten. Erst ein leises, verlegenes Räuspern machte Herrn Mäuschen darauf aufmerksam, daß die Apotheke noch ein Lebewesen beherbergte.

»Sie, Jean Jacques,« fragte er erstaunt und musterte ihn von Kopf bis zu Füßen, »und in so feierlichem Aufzuge — wollen Sie einen Kognak?«

Jean Jacques wurde ganz blaß, trat einen Schritt vor und drehte den Zylinder angstvoll in den Händen, und zwar gegen den Strich, so daß der Hut bald aussah, als wären die Motten hineingekommen.

»Herr Mäuschen,« sagte er mit zitternder Stimme, »Herr Mäuschen, ich komme in einer feierlichen Angelegenheit« — hierbei entfiel ihm der Hut und sein Besitzer war froh, daß er sich danach bücken konnte.

»Nanu?« fragte Herr Mäuschen, »was soll denn das heißen?«

Jean Jacques gab sich einen Ruck und trat bis dicht vor den Ladentisch zu Herrn Mäuschen. Er hatte sich eine schöne Rede einstudiert und wollte versuchen, was davon in seinem plötzlich entschwundenen Gedächtnis noch haften geblieben war. »Herr Mäuschen, an dieser Stelle, wo ich so lange mit Ihnen gemeinsam gearbeitet habe, drängt es mich, drängt es mich ...«

»Er ist verrückt,« dachte Herr Mäuschen und sah unwillkürlich nach der Tür.

»Ich kann nicht mehr,« sagte Jean Jacques erschöpft, »Herr Mäuschen, Dorothea und ich haben uns lieb, ich bitte um die Hand Ihrer Tochter.«

Herrn Mäuschen entfiel das Kognakglas und mit leisem Klirren ging es in Scherben.

Jean Jacques war, kreideweiß im Gesicht, auf einem Stuhl zusammengesunken. In seiner qualgekrümmten Stellung und in seinem schwarzen Gehrock sah er aus wie ein langgezogener Blutegel.

»Wir wollen kämpfen, kämpfen,« murmelte er mit bebenden Lippen, »und wenn ich sterben sollte ...«

Herrn Mäuschen griff dieses Jammerbild ans Herz.

»Nein, so überraschend,« murmelte er bewegt, »ich

habe doch nichts gemerkt, gar nichts. Aber, wenn Dorchen Sie gern hat . . .«

Jean Jacques sprang auf. »Herr Mäuschen, Sie sagen ja, ja?!« Seine Augen wurden tellergroß und in ihrer hellen Wasserfarbe strahlte es selig, als ob sich ein Sonnenstrahl in einen blöden Tümpel verirrt und ihm plötzlich einen Schimmer von der Wärme alles Lebens verleiht.

Herr Mäuschen wich erschrocken zurück vor diesem Angriff.

»Lieber Jean Jacques,« sagte er vorsichtig, »ich meine nur, ich habe nichts gegen Sie, schätze Sie sehr, Sie sind mir auch während der gemeinsamen Arbeitszeit ans Herz gewachsen.«

Jean Jacques wollte Herrn Mäuschen umarmen, aber der Ladentisch war zwischen ihnen.

»Das ist alles schön und gut,« fuhr Herr Mäuschen fort, »aber vor allem muß ich erst meine Tochter fragen.«

»Dorchen wartet im Nebenzimmer,« sagte Jean Jacques und eilte zur Tür, »wir haben es so abgemacht.«

Da stürzte Dorchen herein und fiel dem Vater schluchzend um den Hals.

Siegfried Mäuschen war gerührt, sehr tief gerührt. Nein, wie gut doch die Menschen eigentlich alle waren, zu gut.

Er streichelte Dorchen zärtlich das Haar und reichte dann Jean Jacques die Hand über den Ladentisch. Er schüttelte diese Hand und dachte krampfhaft nach, was er eigentlich sagen solle. Er mußte ein passendes Wort finden, irgend etwas Stimmungsvolles.

Er schüttelte und dachte.

Jean Jacques schüttelte mit und dachte nichts.

Dorchen klammerte sich an den Vater und schluchzte, daß ihr die Tränen stromweise über die Sommersprossen liefen.

»Gebt euch einen Kuß!« sagte Herr Mäuschen schließlich und atmete erleichtert auf. Es war vielleicht nicht allzu weihevoll gesagt, aber es entsprach der Lage und kam den Gefühlen der beiden jungen Leute am besten entgegen.

Der Kuß dauerte lange und Mäuschen kam sich inzwischen überflüssig vor. Verlegen trat er von einem Fuß auf den anderen und stieß die Scherben des Kognakgläschens beiseite.

Schließlich sammelte er sich.

»Nun hört aber auf,« sagte er wohlwollend, »setzt euch und dann wollen wir das Nähere besprechen. Am besten ist's, wir gehen ins Wohnzimmer hinüber, da ist's wohl gemütlicher, oder nicht?«

»Herr Mäuschen,« sagte Jean Jacques zögernd,

»hier ist es gerade, wo wir uns gefunden, hier, an dieser Stelle« — dabei warf er einen zärtlichen Blick auf die Flasche, wo Oleum Ricini draufstand — »hier haben wir uns ewige Treue geschworen.«

Dorchen nickte und sah mit einem strahlenden Blick zu ihm auf.

»Gut, also hier,« sagte Herr Mäuschen und lächelte nachsichtig, »nun will ich dir einmal etwas sagen. Zum Heiraten bist du noch zu jung, am besten ist's, du siehst dich noch wo anders etwas um, bei mir kannst du doch nicht mehr viel lernen, es gibt zu wenig zu tun hier. Und wenn du wiederkommst, wird geheiratet und du nimmst die Apotheke.«

Jean Jacques nickte, das Sprechen war ihm zu schwer.

»Ja,« wandte Dorchen ein, die zuerst an das Nächstliegende dachte, »was wird die Mutter sagen?«

Es klang mehr als zaghaft, und auch Jean Jacques erblaßte trotz aller Liebesglut in seinem Herzen.

Nur Siegfried Mäuschen blieb ruhig und lächelte überlegen.

»Das laßt meine Sorge sein, Kinder, was ich für richtig halte, nehme ich auf mich. Juliane wird sich nur freuen, natürlich.«

Jean Jacques und Dorchen hatten weniger das

Gefühl, daß sich Frau Juliane freuen würde und zudem wußten sie, daß Herr Mäuschen keine allzustarke Mauer gegenüber den Angriffen seiner Frau Gemahlin war. So zeigten sich bald nach diesem Rausch des Glücks und der Seligkeit auf beiden Gesichtern ernste Sorge und quälende Zweifel.

Herr Mäuschen aber saß siegesgewiß dabei und trommelte energisch und laut mit den Fingern auf dem Ladentisch herum. Das wirkte entschieden beruhigend, denn Jean Jacques und Dorchen rückten wieder zusammen und saßen mit engverschlungenen Händen am Tisch.

»Es ist zu schön,« sagte Jean Jacques schließlich, »wie sollen wir Ihnen danken, Herr Mäuschen?!«

Herr Mäuschen wurde stark ergriffen, als er sie nun beide in ihrer Rührung und Dankbarkeit vor sich sah. Er stand auf und legte die Hand auf Dorchens Scheitel.

»Ich wünsche euch beiden von Herzen alles Gute,« sagte er leise.

In diesem weihevollen Augenblick ging die Tür und Frau Juliane trat herein.

»Siegfried — du segnest?!«

Herr Mäuschen wandte sich um.

»Jean Jacques und Dorchen haben sich verlobt, liebe Juliane,« sagte er ruhig.

Frau Julianens Gesicht war kalkweiß.

»Jean Jacques, Sie verlassen mein Haus auf der Stelle. Dorchen, geh in dein Zimmer. Siegfried, mit dir hab' ich zu sprechen.«

Herr Mäuschen bekam einen hochroten Kopf. Er war doch kein Schuljunge, den man in der Weise anfahren konnte. Nein, Motzel hatte recht, jetzt war's genug, er hatte es satt — bis dahin satt! Äußerlich aber zwang er sich zur Ruhe.

»Liebe Juliane,« sagte er, »es kommt dir gewiß überraschend, ich muß dich aber bitten, nicht so ausfallend zu sein. Jean Jacques befindet sich in meinem Hause und ich bitte ihn zu bleiben. Er ist als Bräutigam meiner Tochter stets in meinem Hause willkommen, denn ich habe zu dieser Verlobung meine Einwilligung gegeben, denn ich, und sonst niemand, ich bin der Herr in meinem Hause!«

Die Rede war kühl, nur sämtliche Personal- und Possessivpronomina der ersten Person wurden schneidend betont, wie mit einem Messer unterstrichen.

»Siegfried,« murmelte Frau Juliane mit erstickter Stimme und lehnte sich halb ohnmächtig an einen Sessel.

Herr Mäuschen sah seinen ersten Erfolg und bekam einen geradezu unbeschreiblichen Mut.

»Im übrigen, Juliane,« fuhr er fort, »habe ich mit dir zu sprechen, wegen der Sache heute morgen mit Herrn Motzel. So etwas darf bei mir nie wieder vorkommen. Wir sprechen später noch mehr darüber. Jetzt aber wollen wir das lassen und uns über das Glück unserer Kinder freuen.«

Bei diesen Worten ging Herr Mäuschen an den Kassenschrank, schloß ihn auf und goß sich offiziell ein Glas Kognak ein. Die Zeit des heimlichen Trostwinkels war vorüber.

Frau Juliane war sprachlos, aber sie zwang sich bereits zu einem Lächeln der verzeihenden und allerbarmenden Mutter. Der Gewaltakt Mäuschens hatte geholfen, wenigstens insofern, als sich Frau Juliane keiner anderen Hilfe versah.

»Wenn du meinst, daß es zum Glück unseres Kindes ist,« murmelte sie schließlich schwach und zerdrückte eine Träne.

Jean Jacques und Dorchen eilten zu ihr hin.

»Ja, das glaube ich, ich weiß es sogar bestimmt,« sagte Herr Mäuschen freundlich, »denn ich kenne Jean Jacques. Und nun liebe Juliane, lege dich ein wenig hin, du wirst wohl angegriffen sein, solche Gemütsbewegungen sind nichts für das schwache Geschlecht. Abends wird dir dann besser werden. Jean Jacques,

du hast einen freien Tag heute, führe deine Braut im Frühling spazieren, ihr werdet euch viel zu sagen haben. Ich weiß das, ich habe es auch so gemacht, als ich dich freite, nicht wahr, Juliane?«

Frau Juliane nickte in Tränen. Sie beschloß, nur noch in Rührung zu machen künftig.

»So,« schloß Herr Siegfried Mäuschen und reckte sich hoch empor, soweit das bei seiner kleinen Figur möglich war, »nun geht. Morgen abend, wenn ihr euch alle beruhigt habt, feiern wir Verlobung. Heute müßt ihr euch ohne mich behelfen, ich gehe zu Herrn Motzel, da paßt es mir nicht gut!«

Die Karwoche hatte für Else Bendheim qualvolle Tage gebracht.

In jener Palmsonntagsnacht hatte sie bis zum Morgengrauen wach gesessen, jeder Bewegung und jedes Gedankens unfähig, bis sie sich schließlich, von der fröstelnden Kühle der ersten Tagesstunden überrascht, zu kurzem und unruhigem Schlummer hingelegt hatte.

Erst in den darauffolgenden Tagen wurde sie sich eigentlich der Sachlage bewußt und begann darüber nachzugrübeln. Zu irgendeinem Ergebnis mußte sie kommen, das stand fest bei ihr. Ihr Charakter vertrug kein haltloses Schwanken und kein kraftloses Sichüberlassen dem Leben gegenüber. Ja, fertig mußte sie werden mit sich und einen Entschluß fassen, aber — allein. Dann erst konnte sie mit Charlotte sprechen.

Charlotte machte ihr das verhältnismäßig leicht, denn sie spielte die Gekränkte und ging der älteren Schwester möglichst aus dem Wege.

Als Else ihr am nächsten Morgen in ihrer ruhigen, bestimmten Art gesagt hatte, daß sie von selbst auf das wieder zurückkommen wolle, sie müsse sich erst manches überlegen, es sei ihr zu überraschend gewesen — da hatte Charlotte genickt und nichts gesagt.

Es war das wohl zum Teil kindiſcher Trotz bei ihr, doch mochte ſie auch gemerkt haben, daß die Schweſter angegriffen ausſah und offenbar mit etwas beſchäftigt war, mit etwas Ernſtem und Wichtigem, das ſie erſt ins Reine bringen mußte.

So tröſtete ſie ſich bald über den ganzen Vorfall, war im Innern überzeugt, daß Elſe ſchließlich nichts gegen ihre Neigung haben könne, und ſuchte ſich inzwiſchen, bis die Verſtimmung ihrer Schweſter vorüber war, nach Möglichkeit das Leben angenehm zu machen, wozu ſie ein wirklich ſeltenes Talent beſaß.

Benno unterſtützte ſie eifrigſt darin, und ſo trieben ſich die beiden in den Straßen von Würzburg herum oder machten kleine Ausflüge in die Umgebung der Stadt.

Elſe zog ſich ſtets gefliſſentlich zurück, indem ſie ſich mit Unwohlſein entſchuldigte.

»Ich habe mich erkältet,« ſagte ſie mit eigentümlichen Lächeln, »am Palmſonntag jedenfalls, ich bin lange aufgeblieben und es iſt noch kühl am Morgen.«

Da ſie wirklich ſchlecht ausſah, riet ihr auch jeder, ſich möglichſt ruhig auf ihrem Zimmer zu halten.

Es war für Elſe nicht leicht, Benno gleichſam ganz der Schweſter zu überlaſſen. Aber ſie wollte nicht eher ein längeres Zuſammenſein mit ihm herbeiführen,

bis sie sich nicht völlig klar darüber war, was sie tun und lassen sollte. Auch zu Onkel Florian ging sie nur selten in diesen Tagen. Das erstemal, als sie es tat, um über den Verlauf der Gesellschaft zu berichten, hatte er sie so sonderbar angesehen, und Else hatte instinktiv das unangenehme Gefühl dabei, daß sie vor der Lebenskenntnis dieses alten Mannes nicht alles verbergen konnte, was sie verbergen mußte und wollte — um jeden Preis. Eine nervöse, fast körperlich fühlbare Empfindung von Unsicherheit beschlich sie vor dem freundlichen Blick dieser klugen Augen. So vermied sie auch diese Besuche nach Möglichkeit und ließ sich so selten, als es irgend anging, im kleinen Turmzimmer blicken, wo die alten Uhren still und gleichmäßig tickten, so daß sie den Schlag ihres eigenen Herzens zu hören meinte. Der war aber nicht so ruhig und gleichmäßig, wie der Gang des Uhrwerks. Der schlug wild, fiebernd und qualvoll und trieb ihr Blut in tollem Kreislauf durch die Adern, daß ihr die Schläfen hämmerten und der Atem zu stocken drohte. Nein, nur nicht in dem stillen, kühlen Frieden des kleinen Turmzimmers sitzen mit dem Unfrieden und Kampf im Innern, nur nicht in die Augen des Mannes sehen, der so viel wußte, und vielleicht auch schon das, was ihr selbst nicht klar war.

So brachte Else den ganzen Tag in ihrem Zimmer zu und grübelte über den Zwiespalt, der so plötzlich ihre Seele gefangen genommen hatte.

Endlich, am Ostersonnabend, entschloß sie sich, ihren freiwilligen Kerker zu verlassen und einen größeren Spaziergang zu machen.

Die Zimmerluft überreizte ihre Nerven auf die Dauer nur immer mehr und vielleicht fand sie die Freiheit da, wo es auch äußerlich frei war.

Zudem war es ein wundervoller Spätnachmittag. Die Sonne leuchtete blendend hell herab auf den silbernen Main, und es war warm draußen, fast sogar etwas schwül. Durchs Fenster lockte der Blütenduft der jungen Bäume, vermischt mit feinem, kräftigem Erdgeruch, und so konnte Else der Versuchung nicht widerstehen. Sie beschloß, ihre quälenden Gedanken zu verbannen und ein wenig Erholung in der gesunden Frühlingsluft draußen zu suchen.

Sie ging über die Heiligenbrücke und bog dann nach links ab an den kleinen Häuschen vorbei durch die engen Gassen, zwischen denen hier und da ein Stück Felsen von den angrenzenden Weinbergen in gelbroten Tönen hindurchschimmerte.

Sie fühlte, wie die ungewohnte Bewegung ihr wohltat, ihr Blutlauf ging regelmäßiger und kräf-

tiger, und mit ruhigen Atemzügen sog sie die gesunde, scharfe Frühlingsluft ein.

Am großen Torbogen, wo der Weg aufs Käppele zum Heiligen Wallfahrtsort Unserer Lieben Frau beginnt, blieb sie stehen und sah zurück.

In sonniger Ferne sah sie das Haus an der Heiligenbrücke. In deutlicher Silhouette hob sich das Türmchen vom blauen Himmel ab, und die graue Schutzwand nach der Mainseite bot ein trotziges Bild mit der hohen Gartenmauer, über die der wilde Wein sich in vereinzelten Ästen rankte. Und dahinter im Garten schimmerte es weiß und rot von lauter duftenden Blüten.

Wie schön war ihre Heimatstadt und das alte Haus an der Heiligenbrücke.

Es war Else, als habe sie das Bild lange nicht gesehen, als habe sie lange nicht mehr gefühlt, wie heimisch sie hier war, wie verwachsen mit allem, untrennbar. Ein Fieber lag dazwischen, ein gräßlich quälendes Fieber — und nach einer Fieberkrankheit kommt einem ja alles so vor, als ob es lange her wäre.

Aber heute merkte sie's wieder, mit den ersten genesenden Atemzügen fühlte sie, wie gesund, fest und stark das alles mit ihr zusammenhing, das ganze Band der Heimat.

In ihrer phantastischen Ornamentik ragten die go-

tischen Kirchtürme hoch empor, überall die massigen, schweren Häuser, denen man es ansah, daß sie zum großen Teil ehemalige Klostergebäude waren. Und um das ganze Bild, das sich wie ein mittelalterlicher Holzschnitt von der blauen Luft abhob, floß leuchtend im schimmernden Sonnenlicht der Main wie ein Streifen von flüssigem Silber. ...

In dieser Abgeschlossenheit, dem wunderlich engen Nebeneinander lag ein tiefer Friede.

Und jetzt klang's leise und gedämpft von ferne wie Glockenton — die Kirchen von Würzburg läuteten das Ave.

Else neigte den Kopf und faltete unwillkürlich die Hände. Ora pro nobis, sancta Maria. ...

Da fuhr ein schwerer Lastwagen mit dröhnendem Gerassel übers Pflaster durch den alten Torbogen.

Else fuhr zusammen, trat schnell zur Seite und drückte sich furchtsam an die Mauer.

Wie schreckhaft sie geworden war.

Erschöpft setzte sie sich auf den kleinen ausgebröckelten Mauerrand der Toreinfahrt, um sich zu erholen.

In wenigen Minuten würde die Schwäche wohl vorüber sein — so saß sie ruhig und betrachtete gleichgültig das alte Mauerwerk, das sie schon so oft gesehen hatte.

Da, an der Seite waren ausgeschliffene Löcher, ganz glatt ausgeschliffen, die kannte sie auch schon. Da sollen die Landsknechte einst ihre Spieße und Hellebarden gewetzt haben, die Mutter hatte es ihr erzählt.

Sie hatte es dann wieder Charlotte erzählt, natürlich. Sie wußte noch, wie sie die Kleine hierhergeführt hatte — es war auch solch ein sonniger Frühlingstag gewesen — und da hatte sie ihr erklärt, wer die Landsknechte gewesen waren, und die Schwester hatte mit den Ärmchen hinaufgreifen und auch eine Hellebarde haben wollen. Da hatte Else gelacht und ihr erklärt, daß das nicht ginge, daß sie noch zu klein sei und außerdem ein Mädchen und daß Hellebarden nicht mehr modern wären. Das wäre damals gewesen, als das Haus an der Heiligenbrücke gebaut wurde. Und dann hatte sie erzählt, wie es damals alles war — sie mußte ihr ja alles erklären und erzählen, denn sie war doch des kleinen Mädchens zweite Mutter. ...

Mein Gott, da war es wieder, das Gespenst, das sie verfolgte. Da war sie wieder, die bange, verzweifelte Frage: Bist du noch ihre Mutter oder bist du's nicht?

Bist du es — dann mußt du sie behüten, wie du es einst getan hast. Du mußt, Else Bendheim, selbst wenn dein Herz darüber bricht!

Aufstöhnend barg sie den Kopf in den Händen.

Mein Gott, nein, Charlotte war doch kein Kind mehr. Hatte Hans Erben nicht selbst gesagt, sie solle nicht immer daran denken, daß sie einer anderen Mutter sein müsse, sondern auch, daß sie selbst zum Leben auf der Welt sei.

Und leben, wirklich leben — hieß lieben! Das wußte sie seit der letzten Zeit und sie wußte auch, daß es eine bittere Erkenntnis für sie war.

Benno liebte doch sie, nicht ihre Schwester. Ihr hatte er doch all die kleinen Aufmerksamkeiten gewidmet, die sie so eigentümlich gefangen genommen hatten — ihr allein, nicht Charlotte.

Freilich, Else war klug genug und auch ehrlich gegen sich selbst und sie sagte sich, daß Bennos Natur wohl kaum an einer verfehlten Neigung lange kranken würde. Dazu war er zu leicht veranlagt, und nahm das Leben zu sehr von der angenehmen Seite.

Also Verpflichtungen gegen ihn hatte sie nicht, das sagte sie sich klar und grausam deutlich. Sie wollte, sie hätte welche gegen ihn gehabt, sie wollte, seine Neigung wäre heiße, dämonische, flammende Leidenschaft gewesen, die ihr alle Besinnung geraubt hätte, allen Verstand, daß sie nicht mehr hätte grübeln und überlegen können!

Aber selbst, wenn es so gewesen wäre? Gesetzten Falles, sie hatte Verpflichtungen gegen ihn — hatte sie nicht ältere, heiligere Verpflichtungen gegen die Schwester?

Da war sie doch wieder, die marternde Frage, immer wieder stand sie vor ihr, wie sie's auch auffaßte, in allen Möglichkeiten, die sie in Betracht zog. Alles lief darauf hinaus: sagst du ja oder nein, wenn er dich fragt?

Gleichsam hilfesuchend sah Else auf, als sollte ihr der Friede der Landschaft auch den Frieden in ihre Seele bringen.

Aber das heitere, sonnenklare Bild war verschwunden. Schwarz und drohend kamen schwere Wolken das Maintal heraufgezogen, die ersten, pfeifenden Windstöße gingen durchs Laub und schüttelten die Blütenpracht der Bäume.

Else schauerte fröstelnd zusammen.

Ob sie nach Hause sollte? Wer weiß, ob sie noch zeitig genug vor dem Unwetter da war? Oder lieber irgendwo näher hin, vielleicht aufs Käppele, in die Kapelle Unserer Lieben Frau?

Wie eine plötzliche Eingebung durchfuhr sie's — unerwartet, wie das drohende Gewitter, das sich über ihr zusammenzog. Ja — da war es jedenfalls sicher

und sie konnte den Regen abwarten. Etwas mühselig war's freilich hinaufzusteigen, aber es war näher — das Haus an der Heiligenbrücke war weit, viel zu weit und das Unwetter nah und drohend.

Wie's durch die Baumkronen pfiff und am zerbröckelten Mauerwerk des alten Torbogens rüttelte!

Und jetzt, ein grelles, bläulich-gelbes Aufleuchten, als ob der Himmel in Flammen stünde. — Wie gebannt blieb Else einen Augenblick stehen. Dann raffte sie schnell ihr Kleid hoch und ging eilig durchs Tor den kleinen Pfad entlang, der zur Treppe mit den zwölf Leidensstationen auf den Wallfahrtsort führte.

Zu beiden Seiten des Weges standen Bäume, so daß sie schon jetzt zum Teil geschützt war gegen den Regen, dessen schwere Tropfen laut aufklatschend auf die Blätter fielen.

Das erste Gewitter im Frühling! Wie ein Schauer überlief's Else bei dem Gedanken, wie ein ungekannter Schauer von bezwingender, elementarer Gewalt.

Und plötzlich war ihr's, als wäre es schön, unsagbar schön, durch Sturm und Unwetter zu gehen, sich vom Wind die Haare raufen und sich die großen, lauwarmen Regentropfen ins Gesicht schlagen zu lassen.

Der ganze Kampf mit seinen quälenden Fragen,

der sie noch bis vor kurzem so grausam festgehalten, erschien ihr überstanden — sie hatte nur das körperlich empfundene Gefühl der Einheit zwischen dem Sturm innen und außen. Sie fühlte sich eins mit der Natur, der jedes Ringen eine Kraftäußerung ist und in deren Werden und Untergang sich immer und immer wilde Jubellaute mischen, die die Qual des Sterbens sieghaft übertönen.

Jetzt flammte wieder ein Blitz auf und gleich darauf noch einer. ... Ein Donnerschlag folgte und in Strömen fiel der Regen mit plötzlicher Gewalt nieder.

Else war am Fuß der Treppe angelangt und lehnte sich, benommen von der Wucht des Unwetters, ans Geländer.

Sie war gänzlich durchnäßt, aber sie bemerkte es kaum. Regungslos stand sie an den Stein gelehnt und ließ sich von den flammenden Blitzen blendend in die Augen leuchten. Es waren brennende, fiebernde Augen, in die das Licht drang und sich selber wiederfand darin.

Die Welt steht in Flammen! Mag sie in Flammen aufgehen — mag sie der Frühlingssturm zerreißen und die jämmerlichen Fetzen in buntem Durcheinander durch die Gewitternacht treiben! Denn die Welt steht in Blüten, in lauter, lauter Blüten — und Blü-

ten wird es regnen, wenn sie im Sturmwind sterben und durch die Nacht getrieben werden.

Wer konnte jetzt denken oder grübeln und sich quälen mit ja oder nein?

Ja — und tausendmal ja! Die Welt steht in Flammen, und der Sturmwind ist dazu da, daß er Blüten bricht!

Jubelnd streckte Else die Arme aus, in den peitschenden Regen hinein, und mit fieberhafter Eile lief sie die Stufen hinauf von Terrasse zu Terrasse, als gälte es, ein Hindernis mit Anspannung aller Kräfte zu nehmen — eine Wollust war's, gegen den Sturm anzukämpfen, der ihr die Brust zu engen und den Atem zu rauben versuchte, und gegen all die wilde Gewalt gleich wilde, jubelnde Kraft zu setzen!

Ja — und tausendmal ja!

Die Welt stand in Flammen, und mochte sie in Flammen aufgehen! Mochte alles, alles sterben, wenn es nur starb im jauchzenden Jubel des Frühlingssturmes!

Jetzt war sie oben angelangt, auf der letzten Terrasse, die den Berg krönt, und mit dem Gefühl der Siegerin sah sie hinunter. Wie schnell sie die vielen Treppen hinaufgelaufen war, die sie beim Leuchten der Blitze in ihren langen grauen Windungen nun

unter sich liegen sah — weit unten. Noch weiter unten, ganz weit und unter ihr lag der Main und die Stadt mit ihren engen Gassen. Sie allein stand auf der Höhe, auf freier Höhe, wo sie allein war und frei — allein mit sich selbst und ihrem stolzen, kraftvollen Siegesgefühl und mit dem Sturm, der um sie her tobte und tollte, als habe auch er die Niederungen satt und wolle sich, gleich ihr, die freie Höhe erkämpfen!

Ihr war, als müsse sie immer weiter hier im wütenden Unwetter stehen bleiben, die Blitze glühen und den Donner brüllen hören und alle Glieder Wind und Regen preisgeben — als müsse sie, wenn der Sturm sie packte, zerrte und fortreißen wollte — wer weiß wohin — sich fassen und weiterjagen lassen und nur immer im wilden Kampf der Elemente jubeln: Ja — und tausendmal ja! ...

Da hörte sie leisen Gesang hinter sich, von fern her, im Winde verhallend.

Sie sah sich um und erblickte die erleuchteten Fenster der Wallfahrtskapelle.

Mein Gott, sie hatte sich ja hierher flüchten wollen vor dem Unwetter, natürlich — vor dem Unwetter, das sie jetzt so liebte, das sie freigemacht und erlöst hatte, frei — und wild!

Nein, die Höhe, auf der sie stand, gehörte dem

Sturmwind nicht, die gehörte dem Frieden. Nur dem Frieden — und heute war Osterabend.

Else schauerte zusammen.

Jetzt beten sie drin, sie beten um Glück, und Glück ist Liebe. Sie beten darum, daß kein Sturmwind die Blüten zerreiße, die sie gehegt haben.

Und mit einem Male war's Else, als ob sie in der Kapelle ihre Schwester sähe, die weinend am Marienbild kniete und betete — für das Glück ihrer Liebe und ihres Lebens. Wie blaß sie war, und wie sie die Hände rang.... Hilf deiner Schwester, um ihr Glück beten, Else Bendheim, geh zu ihr, hilf ihr, ihr fehlt die Mutter, in deren Schoß ein Mädchen die ersten zarten Blüten legt, die es am Wegesrand geholt hat. Da sind die Blüten gut gehütet und kein wilder Sturmwind reißt sie mit wildem Jubel fort — aus dem Schoß der Mutter.

Else zuckte zusammen und ein eisiger Frost überlief sie.

Mein Gott, es war doch nur eine Vision, ein Gedanke, den das Fieber plastisch sehen ließ.

»Nein, nein,« murmelte sie, »ich kann nicht, ich kann nicht!«

Wund aufstöhnend barg sie das Gesicht in den Händen. Nur diese Fenster nicht sehen, diese bunten,

spitzbogigen Fenster, hinter denen die heiligen Kerzen brannten und der Weihrauch duftete, lähmend und betäubend. . . .

Gewaltsam, mit Anstrengung aller Kräfte wandte sie sich ab. »Ich kann nicht! . . .«

Da legte sich plötzlich eine Hand auf ihre Schulter.

»Um Gottes willen, Else, was machst du hier? Du bist ja völlig durchnäßt.«

Else sah auf. Hans Erben stand vor ihr.

»Wo kommst du her?« stammelte sie und sah ihn mit weit aufgerissenen, fiebergroßen Augen an.

»Bitte,« sagte Hans Erben, »vor allem — wie kommst du hierher, Else? Das ist doch ein Unsinn, du bist erkältet und die ganze Zeit im Zimmer gewesen und jetzt läufst du plötzlich bei dem schrecklichen Wetter hinaus und stehst mitten darin, du kannst dir ja den Tod holen, Else, um Gottes willen!«

Seine Stimme klang rauh und schroff vor Erregung, und unwillkürlich faßte er das Mädchen an der Schulter, um sie hereinzuziehen.

»Du, laß mich los,« sagte Else nervös.

Hans Erben trat erstaunt einen Schritt zurück.

»Else, du bist krank, du fieberst und mußt ins Bett. Komm mit, gleich, ich habe einen Schirm.«

Else schüttelte den Kopf und wandte sich von ihm

fort. Sie konnte ihn nicht ansehen, nein, unmöglich. Nur jetzt nicht daran rühren, nur jetzt nicht und — gerade vor ihm nicht.

»Aber dann geh doch wenigstens in die Kapelle, du stehst mitten im Regen.«

Else fuhr zusammen.

»In die Kapelle, nein, um Gottes willen nicht,« murmelte sie, »nur das nicht!«

Aber ein krachender Donnerschlag übertönte ihre Worte und Hans Erben verstand sie nicht. Er sah nur, wie sich ihre zitternden Lippen angstvoll in dem blassen Gesicht bewegten. Eine namenlose Sorge erfaßte ihn um das Mädchen, das da vor ihm stand und das allem Anschein nach in irgendeinem Fieberwahn sein eigenes Verderben wollte. Das Herz schlug ihm hörbar und er konnte kaum seine Aufregung beherrschen. Er hätte sie hinausschreien mögen, die gräßliche Angst, die ihn gepackt hatte: Herrgott, laß die nicht zugrunde gehen, die ich liebe — alles, nur das nicht! Mag sie einem anderen gehören und glücklich sein, aber nur das nicht!

Doch er bezwang sich und sagte sich, daß er hier vor allem vollkommene Ruhe bewahren müsse, da er offenbar eine Kranke vor sich hatte.

Wenn der andere ihr was angetan hätte, der sie so

umschwärmt hatte — wenn der sie hierher hinausgetrieben hätte in Sturm und Regen! Eine furchtbare Wut packte ihn bei dem Gedanken.

»Hat dir jemand was getan, Else, sprich doch,« fragte er mit verhaltenem Atem. Aber dann besann er sich. »Hör mal, liebe Else,« fuhr er fort, ohne eine Antwort abzuwarten, »du bist doch entschieden krank und darfst hier auf keinen Fall bleiben. Bitte höre doch auf mich, wir sind doch schließlich immer gute Freunde gewesen. Und siehst du, ich sorge mich um dich und da kannst du mir schon den Gefallen tun und jetzt mitkommen. Ich bringe dich nach Hause, ich habe einen Schirm und du hast keinen, und zu Hause legst du dich ins Bett und morgen bist du wieder in Ordnung. Ich glaube ja auch, daß du jetzt gar nicht krank bist, aber du kannst es werden, wenn du solche Sachen machst. Du mußt doch nicht vergessen, daß du so erkältet warst, nicht wahr?«

Erschöpft hielt er inne, die Angst lähmte ihm die Stimme.

Else wandte sich langsam zu ihm um.

Der Regen hatte nachgelassen, es war etwas heller geworden und das Abenddämmerlicht wurde nur ab und zu einmal durch einen kurz aufflammenden Blitz unterbrochen. Aber der Donner folgte ziemlich spät danach und klang nur noch gedämpft herüber.

Else sah ihren Vetter an und unwillkürlich bemerkte sie die furchtbare Angst und Sorge in seinen Zügen. Das machte sie verwirrt.

»Ja, Hans, ich danke dir,« sagte sie mühsam, »es ist alles ganz richtig, ich bin auch nicht krank, das brauchst du nicht zu denken und du brauchst auch nicht so zu mir zu sprechen, als ob ich krank wäre. Ich habe mich nur erschreckt, als du plötzlich vor mir standest und mich anfaßtest — und dazu das Gewitter und der Sturm, es war schauerlich, nicht wahr?«

Hans Erben nickte.

»Ja, gewiß, natürlich, weiter nichts,« meinte er beruhigend, »es tut mir leid, ich hätte ja auch nicht so plötzlich sein müssen, ich erschrak auch nur, weil ich dich allein in dem Unwetter sah, nicht wahr?« Er versuchte zu lächeln, in der krampfhaften Sorge, das Mädchen zu beruhigen. »So, und nun wollen wir nach Hause gehen, zu Hause warten sie gewiß schon auf dich.«

»Ja, wir wollen gehen,« sagte Else ruhig.

Hans Erbens Anwesenheit schien wohltätig auf ihre überspannten Nerven gewirkt zu haben, aber ihre Stimme hatte etwas Müdes und sie neigte den Kopf tief herab, wie vorhin, als sie am alten Torbogen saß.

Hans Erben atmete erleichtert auf und geleitete sie sorgsam die Stufen hinunter.

Auf dem ersten Absatz blieb Else stehen.

»Hans, was hast du eigentlich oben gemacht?«

»Du bist doch nicht unzufrieden, daß du mich hier getroffen hast?« fragte er und trotz seines Vorsatzes, möglichst ruhig zu erscheinen, klang es etwas bitter.

»Aber nein, im Gegenteil,« sagte sie begütigend, »ich frage bloß.«

Hans Erben sah verwirrt zu Boden.

»Aber, Else, wir wollen uns nicht aufhalten, du mußt nach Hause. Es ist doch ganz gleichgültig. Ich bin spazieren gegangen ...«

Else schüttelte den Kopf.

»Das glaub' ich dir nicht,« sagte sie ruhig, »und wenn du mir's nicht sagst, gehe ich nicht mit.«

»Aber das ist doch Unsinn.«

»Also!«

Hans Erben wandte die Augen von ihr ab und stieß mit der Fußspitze einen kleinen Stein auf der Treppenstufe hin und her.

»Ich habe eine Kerze gestellt,« sagte er leise.

Else durchzuckte es seltsam. Hans Erben war zwar ein ernster Mensch, der von Frivolität ebenso weit entfernt war, als von übertriebener Frömmigkeit, aber derartige Anwandlungen war sie bei ihm nicht gewöhnt.

»Du, Hans, eine Kerze?« fragte sie erstaunt, »und für wen?«

Hans Erben hatte eigentlich die Absicht gehabt, ausweichend zu antworten, aber in ihrer Stimme schien ihm ein wenig Spott durchzuklingen und das reizte ihn.

»Für den Frieden im Haus an der Heiligenbrücke!« sagte er und sah ihr fest in die Augen.

Da lief es ihr wie Feuer durch die Glieder, in tiefer Beschämung senkte sie den Kopf und lehnte sich ans Geländer. Ihr war, als ob sich alles in ihr umgekehrt habe bei diesen wenigen Worten.

»Ich danke dir,« sagte sie warm, »und — — das will ich auch tun!«

Damit wandte sie sich langsam der Kapelle zu.

Hans Erben ging ihr bestürzt nach. »Aber, Else,« bat er, »komm doch lieber nach Haus, du wirst dich wirklich erkälten.«

Sie sah ihn flehend, aber ganz ruhig an.

»Nein, Hans, das muß ich tun, du brauchst keine Angst zu haben. Nicht wahr, heute zur Osternacht möchte ich auch eine Kerze stellen — für den Frieden im Haus an der Heiligenbrücke. Beinah hätte ich's vergessen.«

Hans Erben gab nach. »Gut, ich komme mit,« sagte er.

»Nein, Hans,« bat sie leise, »ich möchte lieber allein sein.«

»Dann warte ich.«

»Wie du willst.«

Und Else trat allein in die Kapelle Unserer Lieben Frau.

Drinnen herrschte ein unsicheres Dämmerlicht. Nur am Marienbild war's heller, wo viele geweihte Kerzen brannten zur Osternacht.

Else schloß leise die Tür hinter sich, tauchte die Fingerspitzen ins Weihwasserbecken und schlug das Kreuz.

Dann sah sie sich flüchtig um. Es waren nur wenige Leute anwesend, meist Frauen. Das Unwetter hatte wohl manche abgehalten und viele zogen wohl überhaupt die Kirchen in der Stadt vor, da es bequemer und näher war. Wer hierher kam, hatte schon ein besonderes Anliegen.

Es war ihr lieb, daß sie verhältnismäßig ungestört war, und vorsichtig, um die Andächtigen nicht zu stören, wandte sie sich zur Seite und schritt den linken Gang entlang, um eine geweihte Kerze zu kaufen.

Dann kehrte sie in die Kapelle zurück und kniete in einer versteckten Ecke im altersgeschwärzten Chorgestühl nieder.

Eine wohltuende Wärme durchlief ihren Körper und faſt überkam ſie die Sehnſucht, zu ſchlafen, einen tiefen, friedlichen Schlaf — einen Schlaf, von dem man genau vorher weiß, daß man geſund und geſtärkt aufwachen würde. Aber das ging ja nicht, hier in der Kapelle — ſie mußte nach Hauſe. Dort konnte ſie ſchlafen, wie ſie ſich's wünſchte — im Haus an der Heiligenbrücke.

Dazwiſchen hörte ſie, wie ein Windſtoß um die Mauern pfiff. Aber es klang ferne und weit, die Mauern waren dick und feſtgefügt. Die hielten allem ſtand, ſo daß nichts den ſtillen Frieden hier drinnen ſtören konnte. Es war ſtill hier — wunderbar ſtill — man hörte nur das leiſe Murmeln der Betenden und adzwiſchen einmal das ſchwache Kniſtern einer Kerze.

Elſe betete nicht. Sie kniete, bequem an die hohe Holzverkleidung des Chorgeſtühls gelehnt, und ließ die ganze Atmoſphäre auf ſich wirken. Aber die körperliche und ſeeliſche Ruhe, die ſie empfand, nach all dem Kampf und Sturm — die war mehr als ein Gebet.

Jetzt ſtand eine alte Frau auf, verneigte ſich vor dem Madonnenbild und ging langſam und ſchwerfällig der Tür zu.

Elſe ſah auf. Sie mußte nun wohl auch gehen. Aber

es war schön hier gewesen, sehr schön. Aber nun mußte sie gehen.

Sie nahm ihre Kerze und ging ruhig und leise, ohne das geringste Zeichen von Erregung, zum Marienaltar.

Dort kniete sie nieder, entzündete die Kerze an einer anderen und stellte sie vor dem Muttergottesbilde auf. Kein Wort sprach sie, kein Gebet — aber auf ihren Lippen lag ein Lächeln, das Lächeln einer Mutter....

Noch einen langen Blick warf sie auf das brennende Licht, als wolle sie's segnen mit ihren Augen — dann stand sie auf und ging hinaus.

Am Eingang wartete Hans Erben und bot ihr schweigend den Arm, um sie nach Haus zu begleiten. Sie lehnte sich fest an und ließ sich willig von ihm die Treppenstufen hinunterführen.

Das Gewitter hatte sich verzogen, es war windstill und ein klarer, schöner Abend geworden. Zwischen den letzten, langsam treibenden Wolken sah die Sonne noch einmal hinaus und warf rotgoldene Strahlen herab, die sich tausendfach in den Regentropfen spiegelten und auf die vom Sturm zerzausten Blüten am Wegrand fielen. Die Luft war so rein und gesund, daß es eine Lust war, zu atmen.

Else und Hans Erben sprachen kein Wort während

des ganzen Weges. Schweigend gingen sie nebeneinander her, aber es war kein peinliches Schweigen — es war ihnen beiden selbstverständlich, daß sie nichts sagten. Als sie über die Heiligenbrücke gegangen und zu Hause angekommen waren, löste Else ihren Arm aus dem Hans Erbens.

»Komm mit,« bat sie, »wir essen gleich zu Abend.«

Er schüttelte den Kopf. »Heute lieber nicht.«

»Warum denn nicht?«

Er sah verlegen zur Seite.

»Nimm's nicht übel,« sagte er, »ich habe heute etwas mit mir abzumachen, ich möchte allein sein.«

»Etwas Unangenehmes?« fragte Else und sah ihn besorgt an.

Da leuchteten seine Augen auf und er streckte ihr die Hand hin.

»Nein, etwas Gutes,« sagte er, »gute Nacht!«

Benno und Charlotte waren sehr bestürzt gewesen, als sie von ihrem gemeinsamen Spaziergang zurückkehrten und Else nicht zu Hause vorfanden.

Käthchen, die heute einen guten Tag hatte und ausnahmsweise Auskunft gab, erklärte zudem, daß Else schon am Nachmittag ausgegangen sei und somit wohl ins Unwetter hineingekommen wäre. Sie sagte

das grob und roh, aber auch sie konnte ihre Erregung nicht verbergen und war augenscheinlich in größter Sorge.

So atmeten alle auf, als Else endlich erschien und ruhig und unbefangen erklärte, daß sie vor dem Gewitter Schutz gesucht und sich darum verspätet habe.

Trotz ihrer durchnäßten Kleider war sie offenbar guter Stimmung, was besonders Charlotte mit Erstaunen bemerkte. Sie folgte der Schwester auch in ihr Zimmer, was sie in der letzten Woche nicht mehr getan hatte, und half ihr beim Wechseln der Kleider. Sie bemühte sich dabei mit solchem Eifer, daß Else sie lachend abwehrte.

»Aber Kind,« sagte sie, »ihr tut ja wirklich alle so, als ob ich krank wäre — ich war doch nur erkältet und jetzt bin ich auch nichts weiter als naß.«

»Doch, du warst krank,« sagte Charlotte, ohne die Schwester anzusehen, und nestelte ungeschickt an einer Schnalle des Kleides, das Else eben anzog.

»Nein, ich war nicht krank,« sagte Else entschieden, »ich glaube, du warst eher krank als ich, oder, richtiger gesagt, du bist es noch.«

Charlotte senkte den Kopf. »Du, Else — bist du jetzt wieder so wie früher?«

Da zog Else die Schwester in die Arme.

»Ja, mein Kind,« sagte sie leise, »ich bin, was ich immer war, deine zweite Mutter.« Und unwillkürlich traten ihr die Tränen in die Augen.

»Gut,« sagte Charlotte gnädig, »jetzt werde ich dir auch wieder alles erzählen — später, weißt du.«

Nach Tisch, als Benno Else, wie stets, die Hand küßte, hielt er diese Hand fest. »Ich möchte dich bitten, Else,« sagte er ernst, »mir heute eine kurze Unterredung zu gewähren, das heißt, natürlich, wenn du wohl genug bist ...«

Else war es, als schlüge ihr eine Blutwelle über dem Kopf zusammen. So schnell würde es doch nicht kommen, hatte sie gehofft.

Der heutige Tag schien aber nun einmal ein Tag des Kampfes zu sein. Nun gut, dann sollte es auch einer des Sieges werden. Und sie beherrschte sich gewaltsam.

»Ich bin ganz wohl,« sagte sie mit erzwungener Ruhe, »bitte, du kommst vielleicht ins Erkerzimmer. Charlotte, sei so freundlich und hilf beim Abräumen. Um so früher bekommen wir dann den Tee herüber.«

Charlotte hustete und machte sich eifrigst am Tisch zu schaffen.

Benno öffnete Else die Tür und ließ sie vorangehen.

Im Erkerzimmer hatte Käthchen schon vorsorglich

die Lampe hingestellt und es sah traulich und gemütlich darin aus.

Else bemerkte es kaum, ihr Kopf hatte nur Raum für den einen Gedanken, für das eine, einzige Wort: Nein — nein — um keinen Preis!

Sie setzte sich und lud ihren Vetter mit einer Handbewegung ein, Platz zu nehmen. Fast formell tat sie es, als ob sie einen fremden Besuch vor sich habe.

Benno schwieg und suchte nach Worten.

»Bitte,« sagte Else und sah ihn fragend an, »du wolltest mir etwas sagen, nicht wahr?«

»Ja, liebe Else,« begann Benno und spielte verlegen mit dem Aschenbecher auf dem Tisch, »ich habe eine Bitte an dich, eine große Bitte, das heißt, eine, die zugleich eine Frage ist.«

Else überlief es heiß. Mein Gott, nur zu Ende, zu Ende!

»Ich glaube und hoffe bestimmt,« fuhr ihr Vetter fort, »daß du mich richtig verstehen wirst und die Sache so auffaßt, wie ich, ebenso ernst und ehrlich. Ich weiß das eigentlich und brauche es kaum vorauszuschicken, denn ich habe dich in dieser Zeit gut kennen gelernt und dich sehr liebgewonnen. Ich hoffe auch, daß du zu mir Vertrauen hast, denn ich muß dich um etwas bitten, was Vertrauen erfordert. Aber wenn ich auch

nicht allzulange im Haus an der Heiligenbrücke bin, so hoffe ich trotzdem, daß auch du wirklich Vertrauen zu mir haſt?«

Elſe merkte, daß ihre Hände zitterten. Sie ſchlang ſie krampfhaft ineinander. Mein Gott, ſie war ja nun fertig damit — wenn nur er nicht geweſen wäre!

Benno ſah ſie fragend an, er wartete offenbar auf eine Antwort.

»Gewiß,« ſagte Elſe tonlos, um überhaupt etwas zu ſagen. Mehr brachte ſie nicht heraus.

Benno ſtand auf und trat auf ſie zu. Er ſah jetzt ruhig und ſicher aus und ſeine Stimme klang feſt.

»Alſo, liebe Elſe, ich habe mich mit Charlotte verlobt und bitte dich herzlich, mir ihre Hand zu geben — da du doch ihre zweite Mutter biſt.«

Elſe wurde totenblaß und ihre Hände krampften ſich um die Lehne des Seſſels. Ihr Atem ging ſchwer und hörbar, einige Sekunden ſaß ſie erſtarrt und brachte kein Wort über die Lippen.

Dann ſtand ſie auf, feſt und gerade — und ſtreckte Benno beide Hände hin.

»Ich wünſche euch von Herzen Glück,« ſagte ſie einfach.

In dieſem Augenblick kam Charlotte mit dem Teeſervice herein und überſah ſofort die ganze Lage.

Mit lautem Klirren und größter Rücksichtslosigkeit stellte sie das Präsentierbrett auf den Tisch. »Sie hat ja gesagt, nicht wahr?«

Benno nickte und schloß sie in die Arme.

Else wandte sich zur Seite, und das Lächeln, zu dem sie sich gezwungen, erstarrte ihr auf den Lippen. Ein harter Zug trat in ihr Gesicht, ein Zug namenloser, demütigender Enttäuschung. Das hatte sie nicht erwartet, nein, das nicht! Vor kurzem hatte sie noch gedacht: Wenn er nicht wäre — sie war ja fertig damit. Ja, sie hatte abgeschlossen, wirklich und ehrlich — aber trotzdem, das war etwas, was ihren Stolz verletzte. Das war etwas anderes, etwas ganz anderes.

Endlich machte sich Charlotte aus Bennos Umarmung frei.

»Nicht wahr, Else,« rief sie strahlend, »das hättest du nicht gedacht, daß wir so feine Pläne hatten, nicht wahr? Wir haben uns schon in Berlin verlobt, du solltest ihn nur erst mal kennen lernen.«

Else warf einen bösen Blick auf die Schwester.

»Das hättest du mir aber wirklich früher sagen können,« sagte sie hart.

Charlotte sah sie erstaunt an.

»Aber Else, denk doch bloß, ich hab' doch schon mal angefangen davon, aber du warst so sonderbar.«

»Ja, ja, das iſt wahr,« meinte Elſe begütigend.

»Siehſt du,« triumphierte Charlotte, »und außerdem habe ich wirklich alles getan, was in meinen Kräften ſtand. Ich habe Benno befohlen, ja befohlen, ganz beſonders nett und freundlich gegen dich zu ſein.«

Elſe ſchwieg und ſchlug die Augen nieder.

»Iſt er das vielleicht nicht geweſen?« fragte Charlotte.

»Ich hoffe es,« warf Benno ein, »ich habe mir die größte Mühe gegeben, dein Vertrauen zu gewinnen.«

Elſe ſah ihn lächelnd an.

»Ja, das haſt du,« ſagte ſie ruhig, aber ihre Stimme klang merkwürdig bitter dabei.

Für Charlotte war damit der Zwiſchenfall erledigt. Sie ſtürzte auf die Schweſter zu und umarmte ſie zärtlich unter unzähligen Küſſen.

»Und du biſt auch immer einzig gut zu mir geweſen,« ſtammelte ſie unter Tränen, »und ich danke dir tauſendmal und ich werd's nie vergeſſen und werde es dir immer danken, ſo lang ich lebe. Ich hab's auch nie vermißt, daß ich Mama ſo früh verloren habe, weil du ſo ſchrecklich gut immer warſt und weil ich dich immer als Mama gehabt habe, und eine beſſere kann's gar nicht geben!«

Da traten Elſe die Tränen in die Augen und ſie

umfaßte die Schwester, als wolle sie sie immer festhalten, sie behüten und beschützen. Der harte Zug in ihrem Gesicht war gewichen, und als sie sich niederneigte und Charlotte auf die Stirn küßte, da lächelte sie — das Lächeln einer Mutter.

Else zog sich diesen Abend früher zurück, als es eigentlich ihre Absicht gewesen war.

Aber sie fühlte, wie alles in ihr erschlafft war nach den furchtbaren Anstrengungen, die ihr der heutige Tag gebracht hatte. Es war mehr eine körperliche Erschöpfung, keine seelische Haltlosigkeit, was sie veranlaßte, das Brautpaar so bald allein zu lassen.

So ging sie auf ihr Zimmer.

Am Fenster blieb sie stehen und sah hinaus. Vor ihr lag der Main mit der Heiligenbrücke im Mondschein. Die Nacht war klar und hell — Osternacht.

Else faltete versonnen die Hände, und noch einmal zog der heutige Tag an ihr vorüber.

Eine bittere Enttäuschung war's gewesen — das, was zuletzt gekommen war, und doch — sie konnte es nicht mehr so bitter empfinden, wie am Anfang, wie in dem Augenblick, als es so plötzlich an sie herangetreten war. Es war etwas Weiches vermittelnd dazwischengetreten — und dann: sie hatte sich schon ein-

mal in Demut heute gebeugt und da hatte sich's um mehr gehandelt, als um gekränkten Stolz. Aber dann war's ja am Ende gar kein Opfer mehr gewesen? Mein Gott, wie ernüchternd, wie schal und ekel diese Frage klang! Nein, ein Opfer war es schon gewesen, ein großes Opfer, das wußte sie nur zu genau — und es hatte auch ganz gewiß den Frieden gewahrt im Haus an der Heiligenbrücke, daß sie sich dazu durchgerungen — denn sie hätte ihrer Schwester in dem Augenblick nicht Mutter sein können, wenn sie nicht über sich selbst gesiegt hätte. Und das war's doch gewesen, was Charlotte den Frieden ihrer Liebe gab.

Und dann regte sich in Else plötzlich ein seltsamer Gedanke: als ob das Haus, dem sie den Frieden erhalten, ihr wieder Frieden geben werde, und sie fühlte, wie eng, wie unzertrennlich eng und fest ihr Leben an diesen Mauern hing.

Eine leise Ahnung schlich in ihre Seele, als ob es nicht nur für Charlotte gut war, daß heute zwei heilige Kerzen brannten für das Haus an der Heiligenbrücke.

Sie fühlte, so lebhaft, wie sie's noch nie gefühlt, daß es ein Etwas gibt hoch über den Sternen, das unsere Wege führt — die Wege derer wenigstens, die eigene Wege gehen und an das hoch über den Sternen glauben. . . .

Jetzt schlug es Mitternacht. Jubelnd und dröhnend läuteten alle Glocken Würzburgs heilige Ostern ein.

Gloria — gloria in excelsis Deo!

Da sank Else in die Knie und weinte. Aber es waren Tränen der Erlösung.

Und die Glocken läuteten. Gloria — gloria in excelsis ...!

Hoch oben aber auf dem Berge in der Wallfahrtskapelle brannten am Altar Unserer Lieben Frau zwei Kerzen in reinem, klarem Licht für den Frieden im Haus an der Heiligenbrücke.

Es war am Tage Allerſeelen und Würzburg lag im goldenen Sonnenlicht eines klaren, warmen Herbſtwetters.

Zwiſchen den grauen Mauern ſah überall buntes Laub in allen Farben hervor und rote Rebenranken ſchlangen ſich gleich feurigen Bändern um Pfeiler und Türme.

In dem ſonnigen Ernſt des Herbſttages lag es wie ein ſtiller Friede, der Friede von des Jahres Ernte. Und auch ſonſt war der heutige Tag dem Frieden geweiht und allen denen, die unter der Erde ruhen und den ewigen Frieden der letzten Ernte gefunden haben.

Auch Elſe war hinausgegangen, um das Grab ihrer Mutter zu beſuchen und es mit Blumen zu ſchmücken.

Über aller Ernte aber muß es erſt einmal Herbſt geworden ſein, und wer das weiß, der hat den Frieden im Leben und im Tode.

Onkel Florian ſaß wie gewöhnlich in ſeinem Lehnſtuhl. Aber er war heute mit keinerlei Uhrwerk beſchäftigt, denn es war Feiertag und einer von denen, die Onkel Florian am höchſten hielt. Auf dem Tiſch vor ihm lagen ſtatt der Uhrrädchen und feinen Inſtrumente vergilbte Blätter und allerlei kleine

Erinnerungszeichen, Bänder und trockene Blumen. Das war die Vergangenheit, mit der Onkel Florian Allerseelen feierte. Die Uhren an den Wänden aber gingen wie sonst und sie tickten leise und gleichmäßig, während ihre Zeiger langsam weiter und weiter rückten.

Else trat herein und küßte Onkel Florian die Hand. Mit einem scheuen Blick streifte sie die alten Sachen auf dem Tisch, die in der Herbstsonne noch staubiger und verblichener aussahen. Dann setzte sie sich in den Lehnstuhl am Fenster, Onkel Florian gegenüber.

»Ich habe deine Blumen hingelegt,« sagte sie leise, »auf Mamas Grab.«

Onkel Florian nickte und sah sie freundlich an.

»Ich danke,« sagte er, »ist das Grab in Ordnung?«

»Ja, nur am Kreuz hat sich Moos angesetzt, es muß wohl gereinigt werden. Wir müssen mit dem Friedhofsgärtner sprechen.«

Onkel Florian wurde nachdenklich. Es machte den Eindruck, als wäre ihm der Gedanke nicht angenehm.

»Laß nur,« sagte er schließlich, »deine Mama hat immer alles geliebt, was alt war und verwittert. Drum hat sie auch im Haus an der Heiligenbrücke nie etwas neu machen lassen, wenn es irgend ging.«

»Ja, das ist wahr,« sagte Else, »das habe ich damals

nicht verstanden, jetzt denke ich genau so wie Mama, ich weiß nicht warum, aber es ist ganz selbstverständlich.«

Onkel Florian sah das junge Mädchen lange an und es war, als ob seine Augen in ferner Vergangenheit suchten.

»Wie du deiner Mutter gleichst, Else . . .« sagte er verloren.

Else wandte den Kopf zur Seite. Sie wußte, wie Onkel Florian ihre Mutter verehrte, und als er das sagte, war's wie eine Liebkosung gewesen.

»Ach, Onkel Florian,« sagte sie ablenkend, »ich hab' heute einen Brief von Charlotte bekommen. Sie läßt dich grüßen. Aber denke dir, sie kann nicht zu Weihnachten kommen.«

»Ja, Else, das habe ich vorausgesehen. Wenn ein Mädchen heiratet, so gehört es nun einmal ins Heim des Mannes, das geht nicht anders.«

Else sah auf und ein Schimmer von Trotz leuchtete aus ihren Augen.

»Wenn ich das aber nicht will oder nicht kann — weil ich nicht weg kann von hier, weil ich verwachsen bin mit dem Haus an der Heiligenbrücke? Was dann?«

Onkel Florian lächelte und sah sie halb ernst, halb amüsiert an.

»Dann, liebe Else, mußt du dir einen Mann in das Haus an der Heiligenbrücke hereinholen und ihm verbieten, fortzugehen.«

Else lachte und reichte Onkel Florian Charlottens Brief.

Onkel Florian nahm den Brief und überlas ihn flüchtig.

»Was für wunderliches Briefpapier man heutzutage hat,« sagte er und legte den Bogen auf den Tisch, »wie seltsam sich das ausnimmt neben dem alten Tand. ... Charlotte ist anders, als du, und du brauchst keine Angst zu haben, daß sie krank wird vor Sehnsucht nach dem alten Gerümpel hier. Aber du bist wie meine Uhren, sie müssen richtig an derselben Stelle hängen und alle Räder müssen gut zueinander passen. So ist's mit dir und mit dem Haus an der Heiligenbrücke und mit manchem anderen, was mit dir zusammenhängt. Du kannst dich trösten, Else, es sind die feinsten Uhrwerke, die so empfindlich sind. Siehst du, Allerseelen ist ein trauriger Tag für mich, aber heute ist's ein froher Tag, den ich nie vergessen werde, denn ich weiß nun, daß du wieder gesund bist und auch gesund bleiben wirst — im Gang der Uhr!«

Else nickte.

»Zu dir läßt sich's leicht Vertrauen haben und

sprechen, Onkel Florian, du bist so ähnlich, wie Mama war.«

»Das kann wohl sein,« sagte er, »deine Mama und ich waren gute Freunde und sind einander innerlich sehr ähnlich gewesen, ungefähr wie zwei Quadersteine im Haus an der Heiligenbrücke. Du bist auch so, Else. Und nun will ich dir etwas erzählen, mir ist, als sollte ich's heute tun — es ist ja auch Allerseelen. Du hast doch noch ein bißchen Zeit für mich übrig?«

Else nickte schweigend. Der alte Mann kramte unterdessen in den Papieren und welken Blüten auf dem Tisch, als suche er ein Heiligtum. Endlich zog er eine verblichene Photographie hervor und legte sie vor Else hin.

»Das ist deine Mutter,« sagte er, »sie sieht dir täuschend ähnlich.«

Eifrig neigte sich Else auf das Bild nieder. Das vornehme junge Mädchen darauf mit dem ernsten Gesicht glich ihr beinahe Zug um Zug, nur das Kleid war anders und erinnerte daran, daß seine schöne Trägerin einer vergangenen Zeit angehörte.

»Aber,« sagte sie, »das Bild kenne ich nicht, ich habe es nicht unter meinen Bildern von Mama.«

»Das Bild habe nur ich,« sagte Onkel Florian, »sonst niemand. Deine Mama hat es mir selbst ge-

geben, kurz — vor ihrer Verlobung. Davon wollte ich dir erzählen, weil du heute gesund bist und es verstehen wirst. Sei nicht böse, Kind, daß ich dich daran erinnere, ich meine nur, man kann Gesundheit nur verstehen, wenn man einmal krank gewesen ist. Siehst du, so ist deine Mama auch einmal krank gewesen, nur war das anders, denn sie mußte fort aus dem Haus an der Heiligenbrücke. Sie war nicht glücklich in ihrer Ehe.«

Else nickte.

»Mama hat mir auch das angedeutet, aber in manchem war sie sehr verschlossen, auch gegen mich, und da habe ich nicht weiter gefragt.«

»Deine Mama war gegen dich sonst gewiß nicht verschlossen, aber du warst damals noch zu jung, um dir manches zu erzählen. Deine Mama liebte das Haus an der Heiligenbrücke genau so, wie du es liebst. Sie war ganz allein, nur einen Jugendfreund hatte sie noch zum Spielen, der auch mit ihr verwandt war, allerdings nur entfernt — ungefähr solch ein Verhältnis, wie zwischen dir und Hans Erben.«

Else hatte das Bild auf den Tisch gelegt und spielte nervös mit ihrer Uhrkette.

Onkel Florian strich sich müde mit der Hand über die Stirn.

»Ja, es war alles so, wie es jetzt ist. Und dann kam ein Fremder, der wurde bald heimisch hier und deine Mama hatte eine Leidenschaft für ihn gefaßt, weil er schön und gut war und sie noch nicht wußte, daß man nicht alles, was schön und gut ist, lieben kann. Der hat sie dann mit sich genommen, weit nach Norden. Für den Jugendfreund ist das bitter genug gewesen, denn er hat deine Mutter geliebt und eigentlich hatten sie sich beide lieb, ohne daß sie's recht wußten. Sie waren wie zwei Uhrwerke, die zusammenpaßten und die Stunden schlugen, und da ist es schlimm, wenn eines fehlt.«

»Und dann?« fragte Else und sah Onkel Florian mit großen, erregten Augen an.

»Dann hat deine Mama oben im Norden eine traurige Entdeckung gemacht. Sie hat gemerkt, daß ihr Herz hier geblieben war im Haus an der Heiligenbrücke. Wie der Rausch vorüber war, hat sie's gemerkt, und da hat sie zurückgewollt um jeden Preis, ins Turmzimmer und in den dunklen Flur zum Madonnenbild, wo die ewige Lampe brennt, und in den Garten, von wo man das Maintal sieht. Das ist natürlich nicht gegangen, nicht wahr?«

Elses Atem ging wie im Fieber. »Und der andere, Onkel Florian?«

»Der hat gewartet und im Haus an der Heiligenbrücke gelebt, einen Tag um den anderen, und jeden Tag ist er in den Garten und ans Madonnenbild gegangen und überallhin, wo er mit deiner Mama gespielt hat. Und im Hause ist's gewesen, als stünde die Uhr still und schlüge keine Stunden mehr, bis dann deine Mama wiederkam und wieder ins Haus an der Heiligenbrücke zog, mit dir und mit Charlotte. Charlotte war damals noch ganz klein, aber du warst schon größer und spieltest mit Hans Erben Mann und Frau und prügeltest dich mit ihm. Weißt du noch?«

Else Bendheim nickte.

»Und ist Mama dann glücklich gewesen?«

»Sie ist ruhig gewesen, Else, sehr ruhig, wie jemand, der dankbar ist, daß es ein schöner Abend geworden ist nach einem anstrengenden Tag.«

»Und jetzt?«

»Jetzt ist deine Mama ja schon lang zur ewigen Ruhe gegangen, Else, heut ist doch Allerseelen und wir haben ihr Blumen aufs Grab gelegt, nicht wahr?« sagte Onkel Florian.

»Aber der andere, der hier geblieben war im Haus an der Heiligenbrücke?«

Onkel Florian stützte den Kopf in die Hand und verdeckte die Augen.

»Der andere, Else — das gehört eigentlich nicht mehr zur Geschichte, die ich dir erzählen wollte.«

Es war totenstill im Zimmer, man hörte nichts, als das gleichmäßige Ticken der Uhren. Auf den alten Tand auf dem Tisch fielen Sonnenstrahlen und Else überkam ein scheues Gefühl, als sei ihre Mutter ins Zimmer getreten, als säße ihr Geist neben dem alten Manne, um ihn zu besuchen — zu Allerseelen.

Endlich sah Onkel Florian auf.

»Weißt du nun, warum ich dir das erzählt habe?«

»Ja, Onkel Florian, und ich danke dir dafür.«

»Dann ist es heute ein schöner Allerseelentag für mich, Else, und dafür will ich dir auch das Bild deiner Mama schenken. Ich geb' dir das Bild gerne — und ich hoffe, ich brauche bald keine Bilder mehr.«

Über ein Jahr war seitdem vergangen. Wieder war es eine Osternacht und Würzburg lag in tiefer Ruhe zwischen den blauen Bergen.

Nur die silbernen Mondstrahlen huschten durch die winkligen Gassen und verfingen sich hier am seltsamen Schnörkelwerk der Mauern und dort an einem kleinen Madonnenbilde, das in einer Erkernische in den Stein gemeißelt war.

Ganz still war es in den Gassen. Nur selten hallte

der Tritt eines einsamen, verspäteten Nachtschwärmers von den dicken, alten Klostermauern wieder.

Herr Julius Echter von Mespelbrunn stand groß und hoch in seinem Steinkleide wie immer vor dem Spital, mit dem Krummstab in der Hand und mit dem spitzen Bischofshut auf dem Haupt.

Und wie das Mondlicht ihn streifte, war's, als ob sein steinernes Auge Leben bekäme und sehnend und segnend auf Würzburg herniederschaute — auf die Klöster, Kirchen und krummen Gassen und auf die fernen, blauen Berge hinter dem Maintal.

Die Mondstrahlen aber huschten weiter. Sie kamen zum Haus an der Heiligenbrücke und schauten zu den blanken Fensterscheiben herein.

Sie hatten schon viel gesehen in dem Hause, so lange es dastand mit seiner trotzigen Wehrmauer und seinem eckigen Türmchen.

Und so sahen sie auch heute herein.

Unten, in der Löwenapotheke, saß ein Brautpaar, still und stumm vor Seligkeit. Der Bräutigam saß auf einem Kissen, auf dem »Ewig dein« gestickt war, und die Braut saß daneben und hielt seine Hände umschlungen.

Und weiter oben, sahen die Mondstrahlen das junge Eheglück von Hans Erben und von seiner Frau. Und seine Frau hieß Else.

Nur ganz oben, im Turmzimmer, konnten die Mondstrahlen nichts mehr sehen, denn das Zimmer war leer. Onkel Florian war heimgegangen und seine Uhren standen still. Er hat nun die wiedergefunden, auf die er wartete und neben der er jetzt ruhte auf dem Friedhof Unserer Lieben Frau.

Sonst aber ging im Haus an der Heiligenbrücke alles wie einstmals — im Gang der Uhr.

Coeur-As

Aus den Schloßfenstern zu Hof-am-Berge strahlten unzählige Lichter in die laue Julinacht, über den dunklen Park hinweg, dessen dichtes Blättergewirr leise im Winde rauschte, und darüber hinaus weit in Moor und Heide, die sich gespenstig in grauen Nebeln verloren.

Es sah recht unheimlich draußen aus: die alten Bäume neigten so schwer und ergeben die düsteren Kronen, als laste etwas Unvermeidliches auf ihnen, und ihre verkrüppelten Wurzeln wanden sich so seltsam über die feuchten Wege, als wollten sie sich irgendwo anklammern und wüßten doch nicht wo. Dahinter dehnte sich endlos die graue Heide und das Hochmoor sandte seine dunstige Fieberluft hinüber. Es war, als laste ein drückender Alp über dem Ganzen, jener beklemmende atemraubende Charakter des Verhaltenen, halb Ausgesprochenen, der der nordischen Landschaft so häufig eigen ist.

Mitten darin stand das Schloß, ein großes, plumpes, altes Gebäude mit dicken, halbvermooften Mauern, an denen verkümmerte Efeuranken krochen und doch nicht hochkommen konnten, weil es ihnen an Sonne und Licht fehlte. An Sonne und Licht fehlte es überall, und selbst der lachendste Sommer konnte diesem Hause das ewig Düstere und Dunkle nicht nehmen.

Aber das Schloß sah so aus, als sei ihm das gerade recht; wie ein großes Ungeheuer lag es da, das sich zusammengekauert hat und nichts sehen will, als graue Nacht und graue Nebel, und das reglos daliegt und alles in seiner Reglosigkeit niederdrückt. Nur die alte verrostete Wetterfahne auf dem schadhaften, halbverfallenen Turm bewegte sich hin und her und knarrte jammernd und stöhnend im Winde. Es war unheimlich draußen in Park und Heide und Moor und um die alten Schloßmauern, aber drinnen merkte man nichts davon, da wurde gespielt, getanzt und gelacht; seidene Kleider huschten mit feinem knisterndem Rauschen durch die Zimmer, die Gläser klangen aneinander und auf den grünen Tischen rollte das Gold, rotes leuchtendes Gold, das über all das Düstere draußen zu lachen schien. Dunkle Schatten gehören der Vergangenheit, das Geld aber immer dem Heute!

Und Geld hatte der Schloßherr zu Hof-am-Berge, der alte Herr von Allenstein, genug und übergenug und er verstand es auszugeben und wußte zu leben und zu lachen. Gelebt und gelacht wurde immer zu Hof-am-Berge, mochten die alten Mauern noch so grämlich und verdrießlich dazu aussehen.

Auch jetzt mußten sie sich's wieder gefallen lassen, daß die Freude drinnen herrschte. Im großen Saale,

der, zu ebener Erde gelegen, seine Fensterreihe der Vorfahrt an der Vorderseite des Hauses zukehrte, stand Frau von Allenstein, lässig an eine altmodische Etagere gelehnt, und sah den tanzenden Paaren zu. So hatte sie's gerne, wenn sich alles um sie drehte in Licht, Lachen und Leben, wenn sie das Rauschen der Seide hörte und der ganze Raum jene heiße Ballatmosphäre atmete, berauschende Modeparfüms und den Duft von welkenden Blumen. Weiß Gott, das war doch noch etwas und dann merkte man's nicht so, daß man in dem öden Heideneſt war, wo die Ratten auf den verschimmelten Bodenbalken sich »Guten Tag« sagten und der Schwamm in allen Zimmern klebte!

Frau von Allenstein war in der Stadt aufgewachsen, wo sie ein stets abwechslungsreiches gesellschaftliches Leben geführt hatte, und so hatte sie sich nie an das Land gewöhnen können, zumal es auch ihrer ganzen Persönlichkeit von jeher fremd und unverständlich erschienen war. Aber es war nicht anders gegangen, für ihren Mann war es Tradition, auf dem alten Familiensitz zu leben, und das begriff sie, wie sie alles Traditionelle begriff.

Es ließ sich auch aushalten. Im Winter war man an der Riviera oder sonst wo, wo es recht lebensfroh herging, und wo man Menschen und Zerstreuungen

fand, so viel man wollte. Im Sommer war's dann gar nicht so unzuträglich, die Nerven etwas auszuspannen und ein paar Monate auf dem stillen Schloß zu Hof-am-Berge zu hausen. Man half sich auch hier, so gut es ging, und suchte die Langeweile nicht allzu sehr aufkommen zu lassen. Man gab Feste, sah stets eine Menge interessanter oder uninteressanter Menschen bei sich, und wenn einmal ein Tag kam, wo es wirklich still war und man für sich allein war, dann machte man neue Pläne zu neuen Festen oder langweilte sich ein bißchen und tröstete sich damit, daß das gesund für die Nerven sei.

Geld hatte man ja genug, und wenn man das hat, findet sich das andere alles ganz von selbst. Geld hatte ihr Mann, das war ihr die Hauptsache gewesen. Im übrigen war er ein guter Kamerad, mit dem sich's leben ließ, mehr als das hatte sie nicht in ihm gefunden, aber sie hatte auch nicht danach gesucht. Sie hatte keine Bedürfnisse weiter — sie waren reich, lebten und ließen leben, darin hatten sie sich immer verstanden.

Heute war es wieder besonders hübsch! Eben verstummte die Musik und Frau von Allenstein bemerkte plötzlich ihre Tochter, die sie während des Tanzens ganz aus den Augen verloren hatte: sie ging am anderen Ende des Saales langsam auf und ab und

hörte aufmerksam einem jungen schlanken Herrn zu, der neben ihr herging und angelegentlich auf sie einsprach.

Eva von Allenstein war ein Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren, aber der eigentümliche Ernst ihrer Gesichtszüge ließ sie bei weitem älter und reifer erscheinen. Er gab ihr zugleich etwas Verschlossenes, das sie hinter der glänzenden Lebhaftigkeit der Mutter zurückstehen ließ. Zudem hatte sie ein unregelmäßiges, durchaus nicht schönes, wenn auch sehr angenehmes Gesicht. Sie hatte Ähnlichkeit mit beiden Eltern, aber man konnte nur in Einzelheiten herausfinden, worin sie ihnen glich. Der Gesamteindruck war ein durchaus anderer und wer es nicht wußte, hätte kaum geglaubt, daß sie dem schönen lebenslustigen Geschlecht der Allenstein zugehörte. Vor allem lag etwas in dem Gesicht, besonders im Ausdruck der tiefblauen Augen, das ihr etwas Fremdes gab, etwas, das vielleicht mehr dem alten Schlosse und seinen düsteren Mauern verwandt erscheinen konnte, als der strahlenden Ballatmosphäre — etwas Schattenhaftes, als ob sich ein Stück Vergangenheit in den feinen blassen Zügen festgesetzt hätte.

Frau von Allenstein hatte nie viel über diese Verschiedenheit nachgedacht, sie begnügte sich damit, daß

es ihre Tochter war. Um alles andere bekümmerte sie sich nicht, sie lebte und lachte und das tat ja schließlich ihre Tochter auch, und wenn sie's anders tat, als sie, dann war es auch recht. Die Menschen sind eben nicht alle gleich.

Jetzt kam Eva allmählich näher und sie konnte deutlich die schlanke ebenmäßige Figur im weißen, einfachen Ballkleide erkennen und das feine ernste Gesicht, das unter dem scharfbeleuchteten rotgoldenen Haar noch blasser aussah als gewöhnlich. Frau von Allenstein nahm die elfenbeinerne Lorgnette zur Hand und sah aufmerksam hinüber. Jetzt erkannte sie auch den Herrn, der neben ihr ging und so eifrig auf sie einsprach: Gerd von Allenstein, ihr Neffe, der in Berlin Forstwirtschaft studierte und jetzt herübergekommen war nach Hof-am-Berge, um sich zu erholen, wie er sagte; ob vom Studium oder vom Amüsement, war nicht zu ermitteln. Frau von Allenstein neigte der Ansicht zu, das letztere anzunehmen, denn ans Studium glaubte sie bei ihrem Herrn Neffen nicht recht, und selbst wenn sie es als wirklich vorhanden betrachtet hätte, so wäre es ihr doch unbegreiflich gewesen, wie man sich von so etwas erholen müsse. Jedenfalls freute sie sich, daß ihr Neffe gekommen war, denn sie hatte ihn gern wegen seines

offenen Wesens und vor allem, weil er ein echter Allenstein war, und genau so lebenslustig, schön und übermütig wie sie alle. Geld hatte er freilich wenig, da er aus einer armen Nebenlinie stammte, aber Geld hatte sie ja und also auch Eva — und man konnte nicht wissen ... jedenfalls lächelte Frau von Allenstein sehr befriedigt, als sie ihn an der Seite ihrer Tochter erkannte.

Gerd schien sich wirklich sehr für seine Cousine zu interessieren und gab sich ersichtliche Mühe, sie möglichst angenehm zu unterhalten und den ihm übrigens unvermeidlich scheinenden Eindruck zu machen.

»Weißt du, Eva,« sagte er, zu seiner Cousine gewandt, mehr impulsiv als geistvoll, »es ist doch ganz reizend hier bei euch auf Hof-am-Berge, wirklich!«

Das junge Mädchen hob den Kopf ein wenig und sah ihn mit einm sehr warmen Blick an.

»Das ist schön, Gerd, daß du dich hier wohl fühlst, und daß es dir gefällt bei uns!« sagte sie freundlich. »Du bleibst doch recht lange?« fuhr sie fort und spielte dabei etwas verlegen mit ihrem Fächer.

»Ja, so lang es geht,« erwiderte er, »dann muß ich ja fort, das Studium wartet, weißt du ...« Gerd von Allenstein seufzte und versuchte ernst und wichtig auszusehen.

»Ach ja, das Studium,« sagte Eva beklommen und sah ihren Vetter ehrfurchtsvoll an, »das ist ja schade.«

Gerd von Allenstein verdoppelte sein wichtiges Aussehen und fächelte selbstbewußt mit dem Taschentuch hin und her.

»Aber das hat doch wohl noch Zeit — bis dahin?« fragte das Mädchen leise.

»Aber natürlich, liebste Eva, hat das Zeit,« sagte er, »eine ganze Masse Zeit, so schrecklich eilt das nicht.«

»Sag mal, Gerd, es muß doch eigentlich interessant sein, zu studieren und alles mögliche zu lernen, man bekommt dann so einen ganz anderen Blick über alles, nicht wahr?«

Gerd von Allenstein schwieg etwas betroffen.

»Was macht ihr denn da eigentlich auf der Akademie?« fuhr seine Cousine fort und sah ihn gespannt und erwartungsvoll an.

Dem jungen Mann wurde es etwas ungemütlich.

»Ja, weißt du, Eva,« sagte er kühn, »das läßt sich schwer beschreiben, das setzt vieles voraus, das kann man nicht ohne weiteres erklären, nein, das kann man nicht!«

Gerd von Allenstein suchte etwas unsicher nach Worten, um die Erläuterung und nähere Beschreibung seines Studiums möglichst als Unmöglichkeit

darzustellen, als ihn ein kleiner Rittmeister aus dieser Verlegenheit erlöste, der gerade auf das Paar zukam, und unter vielen Verbeugungen Fräulein von Allenstein um einen Tanz ersuchte, während er gleichzeitig beiden sagte, daß es doch ein ganz wundervoller Abend wäre, in jeder Hinsicht — und überhaupt.

Der kleine Husar strahlte, als er Fräulein von Allenstein entführte, er war furchtbar verliebt in sie und fand sie reizend. Gerd wußte das sehr gut, aber er wußte auch, daß es ganz harmlos war, denn der kleine Husar fand alle Damen reizend, schon aus reiner Menschenliebe, wie er zu sagen pflegte, er war in alle verliebt, die er kannte und schon im voraus in alle, die er kennen lernen würde.

»Wundervolle Nacht heute draußen,« sagte er zu seiner Tänzerin und sah sie verzückt an, »finden Sie nicht auch, gnädiges Fräulein?«

»Ja, ich mag die Nächte hier in der Heide sehr,« erwiderte Eva von Allenstein und wurde nachdenklich dabei, als sei etwas an sie herangetreten, was nicht in die augenblickliche Ballatmosphäre gehörte, »die Nächte hier sind ganz merkwürdig, beinahe unheimlich, man glaubt immer, daß etwas in der Dunkelheit sein müsse, was man nicht sieht und nicht hört, aber was

jeden Augenblick lebendig werden kann. Vielleicht kommt mir's auch nur so vor in dem alten, verfallenen Schlosse — oder ist es Ihnen auch aufgefallen, Herr Rittmeister, als Sie hierher kamen in diese Gegend?«

Dem kleinen Husaren war die Sache schleierhaft, aber er strahlte übers ganze Gesicht.

»Aber natürlich,« sagte er, »habe es gleich bemerkt, Stich ins Romantische, natürlich!«

Gerd von Allenstein war, als der Rittmeister ihm seine Dame entführt hatte, in einer Ecke stehen geblieben und sah dem bunten Bild der tanzenden Paare gelangweilt zu. Es war doch eigentlich immer das gleiche, dachte er. Gab es denn wirklich nichts anderes, als dies ewige Tanzen und Lachen, die blendenden Lichter und hellen Säle und die vielen tollen Nächte am Spieltisch in Berlin? Allmählich überkam ihn ein Gefühl von Gleichgültigkeit gegen alles das, vor seinem Auge stieg ein feines blasses Mädchengesicht auf, und er dachte daran, wie es wohl wäre, so ganz allein mit seiner Cousine zu sein, früh morgens auf dem Lande, wenn die Erdschollen dampfen und an Blatt und Blüten silberner Tau hängt. Das wäre doch etwas anderes als die bunten Bilder, die man

so an sich vorbeiziehen ließ — etwas Festes, Gesundes, woran man sich halten könnte — und Eva ...?

»So in Gedanken, Herr von Allenstein?« hörte er's plötzlich neben sich, »Sie tanzen ja heute gar nicht?«

Gerd drehte sich verwirrt um.

Vor ihm stand eine alte, sehr schlanke, hochgewachsene Dame, ganz in schwarze Seide gekleidet, mit einem auffallend blassen Gesicht, dessen dunkle unruhige Augen und feingezeichnete schwarze Brauen eigentümlich mit dem grauen Haar kontrastierten, das sie in einem einfachen Knoten im Nacken zusammengeschlungen hatte.

Gerd von Allenstein verbeugte sich.

»Doch, gnädige Frau,« sagte er höflich, »ich ruhte bloß augenblicklich ein wenig aus und zudem fesselte mich das bunte Getriebe vor mir, es sieht sich so anders an, wenn man nicht dabei ist.«

»Ganz anders, da haben Sie recht, es sieht sich ganz anders an — und amüsant, nicht wahr?«

Die Frage war in einem so sonderbaren Ton gestellt, daß Gerd von Allenstein nicht recht wußte, was er darauf erwidern sollte, und sich nur schweigend verbeugte. Man wußte überhaupt oft nicht, was man aus Frau von Bernheim und ihren Äußerungen zu

machen hatte. Sie war in der ganzen Umgegend als merkwürdig bekannt.

Früh Witwe geworden — ihr Mann, ein reicher Rittergutsbesitzer, war ein Jahr nach dem Hochzeitstage vom Pferde gestürzt und hatte das Genick gebrochen — lebte Frau von Bernheim allein weiter, ohne merklich den Tod ihres Gatten zu beklagen oder ihn irgendwie auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Sie tat damals, als habe sie das tragische Ende ihres Mannes schon erwartet, und lange vorher gewußt und als sei ihr das Ereignis nicht im entferntesten plötzlich und unvorhergesehen gekommen. Sie sagte natürlich nichts davon, aber es machte den Eindruck, man sprach allgemein darüber, und das gab den ersten Anstoß zu allem möglichen Gerede, das nun schon seit langen Jahren über die seltsame Frau im Gange war. Man munkelte allerlei, es sei nicht ganz richtig in ihrem alten Gutshause und man höre und sähe manches dort, was man sich nicht zu erklären wüßte. Die Bauern und das Gesinde behaupteten sogar, es spuke in den alten Räumen, und wenn auch die meisten darüber lächelten, so war es doch eine unumstößliche Tatsache, daß nie jemand lange den Dienst bei ihr aushielt, trotzdem sie stets gleichmäßig und freundlich gegen ihre Untergebenen war. Es wäre un-

heimlich bei ihr, sagten die Leute, wenn man sie nach dem Grund ihres Weggangs fragte. Freilich war man stets nur auf diese nicht ganz zuverlässigen Angaben ihrer Leute angewiesen, denn sie selbst sah sonst niemand bei sich, lebte ganz zurückgezogen und verkehrte nirgends, als nur bei den Allensteins, deren naher Verwandter ihr verstorbener Gatte gewesen war. Auf Hof-am-Berge allerdings sah man sie fast ständig, wenn die Besitzer anwesend waren. Aber so wenig Sicheres man auch von all den unheimlichen Gerüchten wußte, etwas mußte sich wohl fast jeder zugestehen, der mit der seltsamen Frau in Berührung kam: sie hatte etwas Unheimliches an sich, wenn man auch nicht recht sagen konnte, worin dieses Unheimliche eigentlich bestand. Es war aber zweifellos da, von den einen weniger, von den anderen deutlicher empfunden; es gab sogar Menschen, unter anderen auch Eva von Allenstein, die ein beklemmendes, fast unüberwindliches Gefühl von Furcht ihr gegenüber hatten. Frau von Bernheim selbst rechtfertigte alles das eigentlich in keiner Weise, denn sie war stets liebenswürdig und verbindlich, eine vollendete Dame, und zudem, wo es galt, auch wirklich gut und hilfsbereit und von durchaus einwandfreier vornehmer Gesinnung. Aber es war nun einmal so,

wenn auch niemand wußte, warum es eigentlich so war.

Auch Gerd von Allenstein fühlte sich nicht allzu wohl in ihrer Gesellschaft, und so wollte er sich gerade mit einigen höflichen Redensarten empfehlen, als Frau von Bernheim ihn noch mit einer Frage zurückhielt.

»Sie spielen doch wohl auch, Herr von Allenstein?« sagte sie freundlich lächelnd und schlug ihren schwarzen Fächer auseinander.

»Gerade nicht viel, gnädige Frau,« erwiderte er, »aber zuweilen, im Klub in Berlin — es ist ganz reizvoll, dazwischen, natürlich in den richtigen Grenzen, als Unterhaltung.«

»Ja, nicht wahr, es ist sehr unterhaltend?« sagte Frau von Bernheim, »ich sehe auch so sehr gerne zu, wenn Ihr Herr Onkel und die anderen Herren spielen, ich komme gerade vom grünen Tisch. Es hat einen eigenen Reiz, dies Ungewisse, Wechselnde. Auch in Monte Carlo habe ich oft tagelang gesessen und den Spielern zugesehen. Man hört sie förmlich atmen, und dazu das leise Klirren der Goldstücke — sehr reizvoll. Es hat viel Ähnlichkeit mit dem Leben — oder sind Sie nicht der Meinung, Herr von Allenstein?«

»Das mag wohl sein, gnädige Frau.«

Frau von Bernheim streckte ihm freundlich verabschiedend die Hand entgegen.

»Nun, Sie sind noch jung, Herr von Allenstein,« sagte sie herzlich, »und ich wünsche Ihnen, daß Sie noch eine richtige Glückskarte in Ihrem Leben ziehen!«

Gerd neigte sich auf die dargebotene Hand und küßte sie höflich dankend.

»Das hoffe ich sehr stark, gnädige Frau!« sagte er lächelnd und dachte unwillkürlich an seine Cousine.

Frau von Bernheim hatte sich schon zum Gehen gewandt, aber die etwas sehr deutliche Zuversicht in der Äußerung des jungen Mannes schien sie zu erheitern.

»So,« sagte sie neckend, »das klingt ja ganz greifbar und siegesgewiß. Darf man schon gratulieren?«

Gerd von Allenstein wehrte etwas verlegen ab, sah aber sehr glücklich dabei aus.

»Das wäre schön, Herr von Allenstein, ich würde mich aufrichtig freuen!« sagte Frau von Bernheim freundlich, »die Allensteins sollen ja wohl eine Glückskarte im Spiel haben, warum dann nicht auch im Leben? Ich wünsche es Ihnen von Herzen!«

Der junge Mann sah verwundert auf.

»Eine Glückskarte — im Spiel? Davon weiß ich gar nichts.«

»Ach, nicht? Ich hörte, glaub' ich, einmal so etwas — wohl eine Art Familiensage — nun, hoffentlich bewahrheitet sie sich bald!«

Und Frau von Bernheim lachte leise, neigte verabschiedend den schönen Kopf und ging langsam durch den ganzen Saal zu Frau von Allenstein und ihrer Tochter hinüber, die von einem Kreis der sich allmählich entfernenden Gäste umgeben waren. Denn für Eva hatte Frau von Bernheim eine ganze besondere Vorliebe, die sie stets deutlich an den Tag legte.

Gerd war nachdenklich zurückgeblieben. Eine Glückskarte? Davon hatte er nie etwas gehört. Er hatte bisher freilich ziemlich viel Glück gehabt an den recht zahlreichen Spielabenden in seinem Klub, aber er hatte doch auch oft verloren, wenn auch nicht allzu wesentlich. Aber von besonderem Glück oder gar von einer ganz bestimmten Glückskarte konnte gewiß keine Rede sein.

Übrigens war ihm Frau von Bernheim recht sympathisch erschienen heute abend. Man tat ihr doch wohl unrecht. Ob sie geahnt hatte, daß es sich um Eva handelte? Sie war, mochte man über sie sagen, was man wollte, unbedingt eine sehr kluge, lebenskundige Frau.

Aber was war das mit der Glückskarte? Das be-

schäftigte ihn. Wenn es eine Familiensage wäre, hätte er wohl etwas davon gehört. Freilich, seine Eltern waren beide früh gestorben, er wurde in einer Pension erzogen, kam in seiner Schulzeit fast gar nicht mit den wenigen Verwandten zusammen, die teils auf Reisen, teils auf ihren Gütern lebten, und so war es schon möglich, daß er das eine oder andere von dem, was man sonst als ganz selbstverständlich im Familienkreise erfuhr, nicht wußte.

Es erregte ihn irgendwie und so beschloß er, seinen Onkel danach zu fragen, der, wie gewöhnlich bei solchen Festen, mit anderen Herren zusammen am grünen Tisch im Spielzimmer saß.

Als Gerd von Allenstein eintrat, schien das Spiel gerade abgebrochen zu werden, die Karten lagen lässig zerstreut umher und einige Herren, darunter auch sein Onkel, strichen die gewonnenen Goldstücke ein, während die anderen Anwesenden rauchend und trinkend sich über das Wetter, Pferde und Hunde unterhielten, die für sie als Landbewohner von Interesse waren. Manche der Herren sahen blaß und angegriffen aus, man schien also lange gespielt zu haben. Der alte Herr von Allenstein schob gerade etwas nachlässig das gewonnene Geld in die Westentasche, als er seinen Neffen bemerkte.

»Da bist du ja,« sagte er gemütlich, »das ist schön, daß du dich von den Damen losgeeist hast und auch an uns denkst! Komm, setz dich her, du trinkst doch ein Glas Sekt mit?«

Gerd nahm dankend an, setzte sich, bequem zurückgelehnt, neben seinen Onkel auf einen weichen Polsterstuhl, zündete sich eine Havanna an und streichelte den Kopf der großen Tigerdogge, die bei seinem Eintritt schwerfällig aufgestanden war.

Es hatte doch etwas ganz Eigenes, das Spielzimmer mit dem grünen Tisch, den alten schweren Leuchtern mit ihrer etwas unruhigen flackernden Kerzenbeleuchtung und der feine blaue Rauch der Zigaretten, der sich allmählich in der dunstigen Luft verlor. Und alles so lautlos, keinen Schritt hörte man hier, der Boden war mit schweren Teppichen belegt, alles weich und warm verhangen. Nichts, was störte oder ablenkte. So ähnlich war's auch im Berliner Klub, wenn auch nicht ganz so heimlich und gemütlich. Aber doch immer dies Eigene — Atmosphäre des Luxus. Ist's das, was auch das Spiel so anziehend, so reizvoll macht? Oder hatte das seinen eigenen Bannkreis, unabhängig von alledem, was drum und dran war? Eigentlich brauchte man doch gar nicht zu spielen. Man brauchte doch nur dazusitzen, die andern

spielen zu sehen und das Ganze behaglich auf sich wirken zu lassen. Was sagte doch Frau von Bernheim darüber? Machte sie es nicht auch so? Ach ja, Frau von Bernheim! Da fiel ihm die Glückskarte wieder ein, von der sie so geheimnisvoll gesprochen hatte. Natürlich, darum war er ja hergekommen — und hastig nach seinem Sektglas greifend, wandte er sich an den alten Herrn von Allenstein, der etwas müde und abgespannt seine Zigarre rauchte.

»Onkel, ich möchte dich etwas fragen. Ich sprach heute mit Frau von Bernheim, und da sagte sie, so ganz beiläufig natürlich, wir hätten in der Familie eine Glückskarte . . .« Der alte Herr fuhr zusammen und sah seinen Neffen ganz verstört, beinahe entsetzt an.

»Ach, Unsinn,« sagte er barsch, »Verrücktheiten!«

Gerd von Allenstein setzte erstaunt sein Glas wieder auf den Tisch. Was war denn dem Onkel plötzlich? Hatte ihn das Spiel zu sehr angegriffen oder war ihm nicht wohl? Er sah ganz merkwürdig aus, und dazu der aufgeregte Ton und diese beinahe gereizte Antwort.

»Aber, lieber Onkel, das ist doch ganz harmlos, eine kleine Familiengeschichte, dachte ich,« lenkte er ein, doch der alte Herr hatte sich schon wieder auf sich

selbst besonnen und die plötzliche, anscheinend nervöse Erregung überwunden.

»Natürlich, lieber Gerd,« sagte er und trank seinem Neffen zu, »mir steigt nur immer die Galle ins Blut, wenn ich die Weiber so schwatzen höre. Nein aus der Luft gegriffen natürlich, habe selbst keine Ahnung davon. Frau von Bernheim scheint an ihrem eigenen Sagenkreis nicht genug zu haben.«

Die Gäste begannen aufzubrechen. Auf der Freitreppe drängte sich alles hin und her, wie lauter schwarze, tanzende Silhouetten, kaum erkennbar im Dunkel der Nacht, das nur spärlich hier und da durch die Stallaternen erhellt wurde, die mit ihrem zuckenden unsicheren Licht bald eine halbverhüllte weiße Balltoilette streiften oder eine bunte Uniform auf Augenblicke erglänzen ließen. Pferdehufe scharrten ungeduldig im Sande, ein Wagen nach dem anderen fuhr vor und verlor sich mit dumpfem Rollen im Nebel der Nacht.

Gerd von Allenstein stand etwas abseits, ziemlich ermüdet von all den Redensarten und den Abschiedsformalitäten, und dachte immer noch an die merkwürdige Glückskarte, von der Frau von Bernheim so geheimnisvoll gesprochen hatte. Es sollte also gar nichts dahinter sein, niemand wußte etwas davon —

aber wie kam Frau von Bernheim dazu, das so selbstverständlich zu erwähnen? Von irgendeiner Absicht konnte doch keine Rede sein, die Äußerung war ganz gelegentlich, gesprächsweise gemacht worden, und einen derartigen Scherz zu erfinden, dazu war Frau von Bernheim denn doch zu sehr Dame, das war von vornherein ausgeschlossen. Und warum wurde der Onkel plötzlich so erregt und gereizt? Er sah fast entsetzt aus, als er davon hörte. Das war doch mindestens sehr merkwürdig und unerklärlich. Also mußte doch wohl etwas daran sein. Aber was?

Gerd raffte sich zusammen und ging in die von den Gästen eben verlassenen Säle zurück, wo die Dienstboten Stühle zurechtrückten und Gläser und Teller von den Tischen räumten. Ungemütlich — dieser Kehraus. Vor kurzem noch all die bunten Toiletten und lachenden Gesichter, Walzermusik und Blumensträuße — und jetzt dies gleichgültige, verschlafene Aufräumen, nichts als staubige Öde und offene gähnende Fenster, durch die sich schon schwach das Morgengrauen stahl. Gerd fröstelte und fühlte plötzlich eine brennende Sehnsucht nach Eva. Mit ihr zusammen wäre doch alles ganz anders, dann könnte ihn eine solche Kehrausstimmung gar nicht packen.

Mißmutig wandte er sich dem Ausgang zu und

trat auf den Korridor hinaus, von dem aus eine Treppe in das obere Stockwerk und in sein Schlafzimmer führte.

Da sah er plötzlich ein weißes Kleid im Dämmerlicht des Wohnzimmers und die einsame, trüb schwelende Lampe an der Wand ließ ihn mit ihrem fahlen Licht goldglänzendes Haar erkennen.

»Eva!« rief er unwillkürlich und in seiner Stimme lag etwas Jubelndes, Befreites, als sei er nun wirklich von der Kehrausstimmung erlöst, wie er sich's vordem gedacht hatte. »Wie kommst du eigentlich noch her? Ich dachte, du wärst schon schlafen gegangen.«

»Ich hatte noch etwas zu tun, hier unten,« sagte das junge Mädchen etwas verlegen, »aber jetzt will ich schlafen gehen, gute Nacht, Gerd!«

Sie wandte sich um und schickte sich an, in einer Seitentür zu verschwinden.

Gerd war ihr mit einem Sprung nachgekommen.

»Aber bitte,« sagte er atemlos, »ich habe dir noch etwas sehr Wichtiges mitzuteilen!«

»Ach! — wirklich?«

Die offenkundige Freude, durch irgend etwas noch aufgehalten zu sein und umkehren zu dürfen, machte ihr feines Gesichtchen besonders anziehend, und auch ein klein wenig weibliche Neugierde schien mit dabei

zu sein, denn sie fragte sehr gespannt: »Was ist es denn? Ist es wirklich wichtig?«

»Du, Eva,« stieß er etwas unvermittelt hervor, »ich habe eine Bitte an dich, willst du, bitte, ja?!«

Fräulein von Allenstein dachte einen Augenblick nach.

»Ja, was denn?« fragte sie langsam.

»Ich möchte dich bitten, doch mal morgen — das heißt, nur wenn du willst, morgen früh also, vielleicht etwas spazieren zu gehen mit mir — — ich — habe dir etwas zu sagen, Eva!«

Fräulein Eva wurde plötzlich sehr rot.

»Ja, wie du willst, Gerd, also morgen früh, sagte sie leise, »gute Nacht!«

»Gute Nacht, Eva.«

Alles war zur Ruhe gegangen im Schlosse zu Hof-am-Berge, nur der alte Herr von Allenstein saß allein in seinem Arbeitszimmer an dem altmodischen Rokokoschreibtisch und sah auf die Goldstücke, die er heute gewonnen hatte und die nun vor ihm lagen und so seltsam im fahlen Dämmerlicht glänzten. Der alte grauhaarige, hochgewachsene Mann war ordentlich zusammengesunken im Lehnstuhl vor dem Gelde, das für seinen Reichtum nichts und gar nichts bedeutete

und das er doch liebte, leidenschaftlich liebte — dies bißchen mit allen Nerven erspielte Gold.

Wenn jetzt jemand zu ihm gekommen wäre, in der höchsten Not, hätte gejammert, geklagt und ihn um Hilfe gebeten — dies Geld hätte er nicht hergeben können, um alles in der Welt nicht! Er war sonst ein gutmütiger und durchaus freigebiger Mensch, der gerne jedem half, nur dies Geld hätte er nicht hergeben können, in keinem Falle! Morgen vielleicht, nur heute nicht, heute ja nicht! Um keinen Preis!

Gierig griffen die greisenhaften Hände danach und spielten mit den Goldstücken.

Wie er dies Gold liebte, dies eben gewonnene! Alle Phasen des Spiels sah er wieder vor sich: zuerst hatte der dicke Herr von Bergen alles gewonnen, immer wieder, mit jedem neuen Einsatz und alle anderen verloren, verloren. Immer wieder, auch er. Und dann hatte sich's gewandt und dann gewannen auch andere und unter den anderen auch er. Er hatte ja doch immer Glück, wenn's auch mal schief ging am Anfang. Ja, er hatte eigentlich immer Glück, er hatte noch nie ein Spiel schlecht abgeschlossen, höchstens und im schlimmsten Falle ohne Gewinn und ohne Verlust. Aber auch das nur selten, sonst hatte er Glück, immer Glück! Auch heute wieder! Freilich, es wurde hier so-

lide gespielt, nur wenige Goldstücke hatte er zum Schluß gewonnen, die Herren hierzulande wagten nicht viel — ein harmloses Vergnügen alles in allem! Aber doch besser als nichts.

Der alte Mann kauerte sich förmlich in seinem Lehnstuhl zusammen vor den paar Goldstücken und konnte sich nicht entschließen, sie wegzutun und in seinen Schreibtisch zu legen. Immer und immer wieder glitten die Goldstücke durch die alten gebrechlichen, nervös zuckenden Finger.

Spielerfieber!

Man muß es genießen, ausnutzen und auskosten, morgen ist's vorbei — dann ist man müde und gleichgültig, bis wieder einmal ein Abend kommt, wo die Karten auf dem grünen Tisch liegen, wo die Kerzen schimmern, und wo das Gold leise klirrend hin- und hergeschoben wird — rouge perd et noir perd — ganz leise klirrend mit dem eigentümlichen Klang, der einen gefangen nimmt, und den man so deutlich hört in all der lautlosen Stille ringsherum, so schrecklich deutlich — von einem zum anderen — bis es doch schließlich bei ihm bleibt, bei ihm, und nur bei ihm. Glück, immer Glück! Es ist eine seltsame Sache! So seltsam, daß sie sogar einen alten Mann nicht mehr losläßt, nie und nimmermehr!

Herrgott, was hatte doch Frau von Bernheim gesagt von der Glückskarte der Allenstein? Aber das war ja Unsinn, Unsinn und Aberglaube! Wie kam sie überhaupt dazu? Wußte sie etwas von dem Ende ihres Vetters, des schönen stolzen Patriziersohnes, der an einer Karte zugrunde gegangen war? An jener Karte, an der Karte von jener tollen Nacht — damals, vor langer, langer Zeit. An der Glückskarte der Allenstein? Nannte sie es nicht so? Wußte sie wirklich etwas? Hatte ihr jener sterbende Mund etwas gesagt von der Karte, die alles gewann, auch das gewann, was nicht sein eigen war? Von der Karte, die jemand abhob vom grünen schicksalsschweren Tisch, der wußte, wie es um ihn stand, und der mit ihm befreundet war, mit ihm, den sie bald darauf mit zerschossener Schläfe fanden zwischen Sektgläsern und unter johlendem Lachen? Aber das Lachen verstummte — nicht wahr, Herr von Allenstein? Es verstummte ganz plötzlich, und die Sektgläser wurden beiseite gestellt und das Zimmer wurde ganz eiskalt und nur eine gierige heiße zitternde Hand hastete über den grünen Tisch und strich das Gold ein, rotes, rollendes Gold!

Aber das ist alles lange, lange her — und es ist ganz unmöglich, daß die blutenden Lippen damals noch etwas hineingetragen haben in das düstere gram-

gebeugte Haus am Rathausmarkt und daß jemand noch heute etwas davon wußte.

Oder wußte Frau von Bernheim doch etwas? Wie kam sie darauf zu sprechen, auf diese unglückselige Glückskarte der Allenstein? Die gab's ja überhaupt nicht!

Es war zu dumm, daß er sich im Augenblick so hatte fortreißen lassen und heftig und erregt geworden war. Oder war er sogar erschrocken? Das war ihm unangenehm. Aber sein Neffe würde wohl darüber weggesehen haben, alte Leute sind doch oft ein wenig unberechenbar, da kann's schon vorkommen, daß man sich gehen läßt. Und morgen wird er's vergessen haben über dem Lächeln seiner Cousine, ganz gewiß wird er's vergessen haben. Er soll nicht daran denken, soll nicht darüber nachgrübeln! Nur keine Unruhe in dies Haus tragen, das ihm selbst die Ruhe gab und in dem es immer so lachend und lebenslustig zuging, so daß man immer lebte und lachte und alles vergessen konnte, alles — selbst das, was damals war.

So sollte es bleiben und durch nichts gestört werden, gerade jetzt, wo eine neue Freude einziehen sollte, wo sein junger Neffe um Eva anhalten würde. Ja, er rechnete bestimmt darauf, er hatte den Jungen zu gern und seine Tochter liebte er über alles. Das wäre

wirklich etwas für das düstere Schloß zu Hof-am-Berge! Da würden die alten Mauern nicht mehr so grämlich dreinschauen und Hochzeitsgirlanden würden alles bedecken, selbst die Schatten der Vergangenheit.

Wenn nur Frau von Bernheim nicht so oft da wäre! Immer und immer wieder kam sie, und man hatte ja schließlich auch keinen Grund, sie aus dem Hause zu weisen. Aber einschränken könnte man den Verkehr doch, das ließe sich gewiß ganz gut und auf durchaus gesellschaftlicher Grundlage machen.

Warum tat er's denn eigentlich nicht? Fürchtete er sich vor ihr? Aber keine Spur, er fürchtete sich überhaupt vor nichts, am allerwenigsten vor einem Weibe. Warum sagte er nichts, warum war er wie gelähmt, wenn er der schönen alten Dame gegenüberstand, und konnte kein Wort herausbringen?

Wußte sie etwas oder nicht?

Der alte Mann im Lehnstuhl stöhnte leise auf und schob die glänzenden Goldstücke auf dem Schreibtisch zu einem Häuflein zusammen.

Plötzlich fuhr er auf.

Herrgott! Lugte da nicht etwas durchs Fenster, ein blasses, blutiges Gesicht, noch fahler im fahlen Dämmergrau, das, den Morgen kündend, dort draußen über die graue Heide schlich?

Um Gottes willen!

Aber das war ja Unsinn, alles Unsinn!

Wenn nur nicht die rostige Wetterfahne so jammernd und klagend knarrte oben auf dem Dache — und jetzt — bewegten sich nicht die samtenen Vorhänge, daß die schweren goldgestickten Troddeln auf dem Boden hin- und herschleiften?

Es war doch niemand im Zimmer?

Und Herr von Allenstein lächelte eisig und gezwungen — ein starres, überreiztes Lächeln.

Aber, was war denn das — um Christi Barmherzigkeit willen — dort auf dem Schreibtisch, da lag etwas, ganz deutlich war es zu sehen — eine Karte —

Mit einem Ruck riß der alte Mann die beiden Flügeltüren seines Schreibzimmers auf und ließ sie dröhnend hinter sich ins Schloß fallen.

Es war totenstill draußen und drinnen.

Nur das fahle kalte Morgengrauen kroch langsam über Moor und Heide und an den alten verwitterten Mauern hinauf — und die ersten Sonnenstrahlen grüßten das einsame Schloß zu Hof-am-Berge.

Eva und Gerd hatten sich gleich nach dem Morgenkaffee, den sie heute etwas eiliger als sonst einnahmen, auf den Weg gemacht, um den verabredeten Spaziergang zu unternehmen.

Schweigend gingen sie nebeneinander her auf den dunklen Parkwegen, kein Blatt bewegte sich in der windstillen klaren Luft und es war ganz lautlos um sie herum, so daß sie den Kies unter ihren Füßen knirschen hörten. Nur hin und wieder huschte eine Eidechse über den Weg oder eine Eichkatze sprang erschrocken auf und schwang sich eilig von Ast zu Ast.

Aber die beiden sahen weder die Eidechse, noch die Eichkatze, sie waren mit ganz anderen Dingen beschäftigt und gingen weiter, ohne zu wissen, wohin. Es stand etwas zwischen ihnen, das fühlten sie alle beide, und keiner sagte ein Wort, um das, was zwischen ihnen stand, nicht zu stören. Immer eiliger gingen sie vorwärts und schon lichtete sich der Park vor ihnen, die Bäume wurden spärlicher und von ferne schimmerte die blühende Heide hindurch, rotleuchtend im glänzenden Sonnenschein.

Weiter von drüben her, wo die Felder lagen, klang das einförmige Rufen der Arbeiter, die Ackergäule wieherten, schwere Wagenräder knarrten und das Dengeln der Sensen tönte mit feinen schwachen Ham-

merschlägen herüber. Überall heiße Arbeit und der dampfende Atem der Erde.

Nun schritten sie in die rotleuchtende Heide hinein, die weit vor ihnen lag in ihrem gleichmäßigen schlichten Blütenschmuck und nur ganz ferne, kaum erkennbar, durch einen dunklen Waldstreifen am Horizont abgeschlossen wurde. Ganz eng gingen sie nebeneinander her, denn der kleine Heideweg war sehr schmal und zwei konnten nur schwer darauf Platz finden. Gerd empfand ein nie gekanntes Glücksgefühl, etwas so Einfaches und Gesundes, als er mit dem jungen Mädchen in dieser tauglitzernden Einsamkeit war.

»Du — Eva —« sagte er leise, »ich wollte dich etwas fragen.«

Eva von Allenstein sah jetzt nicht mehr auf, sondern beschäftigte sich nur noch mit dem Boden zu ihren Füßen, als ob es nichts und gar nichts anderes mehr gäbe.

»Ich wollte dich fragen,« fuhr der junge Mann fort, »das heißt, ich wollte dir sagen — ich habe dich lieb, Eva — willst du meine Frau werden?«

Eva wurde dunkelrot, aber sie sah immer noch nicht auf — nur ihr Atem flog hörbar und die feinen Hände knüllten nervös den Spitzenbesatz ihres Kleides zusammen.

Gerd wurde es schwül und heiß.

Herrgott, war das immer noch nicht richtig? Sie sagte ja gar nichts, war er am Ende nicht deutlich genug gewesen, vielleicht zu verschleiert, zu unklar?

Oder mochte sie ihn nicht? Das wäre ja entsetzlich!

Und der goldene Sommertag erschien ihm plötzlich grau und farblos, eine kalte, fröstelnde absterbende Landschaft.

»Hast du mich nicht lieb, Eva?« brachte er endlich qualvoll heraus.

Da lehnte sie sich an ihn, ganz eng und weich. »Ja — du —« sagte sie leise, wie hilflos und willenlos vor etwas ganz Überwältigendem.

Die Sonne stand hoch über den beiden und still war es ringsherum, so feierlich still, wie Sonntags in der Kirche vor dem Vaterunser — in müder Mittagsruhe lag das ganze Land und nur ein paar emsige Erdbienen flogen leise brummend von Blüte zu Blüte, um süßen Heidehonig zu sammeln.

Aber das, was die Bienen suchten, war wohl nicht das Süßeste und Schönste, was heute auf roter Heide erblüht war.

Abends wurde Verlobung gefeiert zu Hof-am-Berge. Die kleine, nur für den engeren Familienkreis

bestimmte sogenannte Parkveranda war festlich geschmückt mit jungem Grün, und fleißige Hände hatten das Gitterwerk und die Mauern mit einfachen Girlanden umwunden.

Man hatte gerade gegessen, die reichgedeckte Tafel war halb abgeräumt, und nun saß man bei einem Glase Sekt beisammen, teils plaudernd, teils behaglich schweigend in der Ruhe, die sich stets nach angenehmen Ereignissen einzustellen pflegt, wenn sie gehörig durchgesprochen, von allen Seiten beleuchtet und betrachtet worden sind, und man sich eigentlich nichts mehr zu sagen hat.

Die Eltern der Braut hatten sich aufrichtig über die Verlobung gefreut, sie hatten schon lange gewünscht, daß die beiden ein Paar würden.

Herr von Allenstein zog sich bald darauf zurück, er sah ermüdet, beinahe krank aus.

Seine Frau gähnte diskret hinter ihrem Fächer, fand die Situation aber doch zu hübsch, um ihr schon ein Ende zu machen und sich zur Ruhe zu begeben. Sie hatte nur eine Tochter, war also nur einmal Brautmutter und nur an einem einzigen Verlobungstage — das mußte man genießen. Daß ihr Mann sich zurückgezogen hatte, war etwas ganz anderes. Herren sind gemütloser und verstehen überhaupt nicht so

intime Kleinigkeiten zu würdigen. Das können nur Frauen, sagte sich die alte Dame und beschloß, noch auszuharren, obwohl sie das Gefühl hatte, daß sie dem jungen glücklichen Brautpaar nicht gerade durchaus notwendig erschien. Aber etwas wollte sie auch davon haben und so griff sie energisch nach dem Sektglas, um ihre Nerven aufzurütteln und zu erfrischen.

Da trat ein Diener auf die Veranda, kam mit lautlosen Schritten auf den Tisch zu, verbeugte sich und meldete, daß eine Zigeunertruppe im Hofe sei und anfragen lasse, ob sie den Herrschaften ihre Künste zeigen dürfe.

Frau von Allenstein sah erstaunt auf.

Zigeuner? Die sind ja freilich auf den Gütern stets ungebetene Gäste. Man hat nur immer Tor und Tür zu schließen und aufzupassen, daß nichts fortkommt; und sind sie glücklich wieder heraus und haben nichts mitgehen heißen, dann muß man noch gewärtig sein, daß sie Wald und Heide in Brand setzen mit ihren Lagerfeuern.

Aber heute? Warum nicht? Sie war sowieso gut gelaunt — vielleicht konnte es ganz unterhaltend sein, wenn man die bunte Bande einließ.

Da hörte man's auch schon draußen am Hoftor

mit quäkenden, sich vor Erregung überschlagenden Stimmen.

Dazu knarrten die Wagenräder, die abgehetzten Klepper schnauften müde, Kinder weinten, die braunen Mädel klapperten mit den Kastagnetten, während sich zwei alte schmutzige Weiber wütend um einen Fetzen roten Tuches zankten — und durch all den Lärm und das Gezeter klang dumpf und schwermütig das Tamburin.

»Lassen Sie die Leute hereinkommen,« sagte Frau von Allenstein, »wir wollen eine Ausnahme machen.«

Der Diener verbeugte sich und ging hinaus, um, sich innerlich vor Ekel schüttelnd, den unwillkommenen Auftrag auszuführen.

Und dann schwirrte es auch schon zum Tore herein, huschte lachend und lärmend vorwärts und fand sich überall zurecht, als wäre es von jeher zu Hof-am-Berge zu Hause gewesen.

Nun waren sie vor der kleinen Parkveranda angelangt, verbeugten sich tief, und während der Führer, ein kleiner, geschmeidiger, grauhaariger Mann im schmutzigen, buntaufgeputzten Anzug, eine kurze Rede hielt, hatten ein paar junge, verschmitzt aussehende Burschen ein kleines Podium aus Brettern aufgeschlagen, mit bunten Decken überspannt und an zwei ver-

goldeten Stöcken trübbrennende Öllaternen aufgesteckt. Dann zogen sie sich in den Hintergrund zurück und holten schmale gitarreähnliche Instrumente hervor, auf denen sie mit klagenden und wimmernden Tönen präludierten.

Frau von Allenstein winkte abwehrend mit der Hand, das konnte ihren Gatten stören.

Sofort stürzten die Diener auf die beiden jungen Burschen los, wie die Bluthunde, und erklärten ihnen fauchend und atemlos vor Wut, daß hier kein Krach geschlagen werden dürfe, der gnädige Herr seien schon zur Ruhe, und was sich solch infame Landstreicher überhaupt dächten bei ihrer gottverfluchten heidnischen Jammermusik!

Die Zigeuner legten gleichmütig ihre Instrumente beiseite, und während sich der eine stumpfsinnig hinsetzte, ein Stück Rolltabak aus der schmutzigen Rocktasche holte, es in den Mund steckte und kauend hin- und herschob, blieb der andere stehen und musterte mit hastigen und frechen Blicken die ganze Umgebung, fortwährend verfolgt und beobachtet von dem feindseligen Mißtrauen der betreßten Lakaien.

Jetzt fuhr der Führer in den Weiberhaufen hinein, der sich etwas ängstlich zusammengedrängt hatte, und zerrte ein ganz junges, wundervoll gewachsenes Mäd-

chen hervor, das er mit großem Wortschwall als ein ganz besonderes Phänomen vorstellte.

Das Mädchen nickte gleichmütig, zuckte etwas trotzig die Achseln und schlug dann leise an das Tamburin, das sie lässig in der Hand hielt. Sie sah wunderschön aus im blauen Mondlicht, das voll und leuchtend auf ihr schwarzes Haar herabfiel, und der unruhige flackernde Schein der Öllaternen huschte über die bunten Tücher, den schmutzigen Goldbrokat, die silbernen Ketten und Ringe und all den armseligen Flitterkram.

Frau von Allenstein sah interessiert durch ihr Lorgnon: wirklich ein schönes Geschöpf, dies Ebenmaß, diese Biegsamkeit der braunen Glieder, und diese traurigen, müden, verlorenen Augen! Die vornehme Dame fühlte plötzlich etwas wie Mitleid mit dieser Schönheit in Lumpen.

Aber, mon Dieu! Dies Melancholische haben die Zigeuner ja alle und im nächsten Augenblick bestehlen sie einen. Nein, das kannte sie zur Genüge, da war Mitleid nicht am Platze. Aber unterhaltend war die Sache doch, das Frauenzimmer sah wirklich gut aus — und alles andere geht einen ja schließlich nichts an.

Jetzt fing das Mädel an zu tanzen, etwas einförmig und ruhig, dann immer lebhafter und schneller.

Auch Gerd und Eva waren aufgestanden und langsam die Stufen der Verandatreppe hinuntergegangen. Es fing an sie zu interessieren und sie wollten sich's mehr in der Nähe ansehen.

Besonders gut tanzte die junge Zigeunerin allerdings nicht, aber doch mit der ganzen feurigen Hingabe ihrer Rasse, und in der eigenartigen Beleuchtung nahmen sich die weichen schmiegsamen Bewegungen ganz reizvoll aus, und dazu das bunte phantastische Gesindel, das herumstand und mit gemachtem Erstaunen immer wieder bewundernd die Hände zusammenschlug über die unvergleichliche Perle der Truppe.

Nun war der Tanz zu Ende, die Zigeunerin reichte das Tamburin einer neben ihr stehenden Frau, die ein kleines Kind auf den Armen wiegte, stieg vom Podium herunter und trat auf Eva von Allenstein zu.

»Ich bitte um die Hand, schönes Fräulein!« sagte sie leise.

Die Diener sahen wie das verkörperte Entsetzen aus, Frau von Allenstein erhob kritisch ihr Lorgnon und auch Gerd hatte einen Augenblick das Gefühl, das Mädel zurückzuweisen. Eva schien es aber Spaß zu machen, das war ja die eigentliche Kunst dieses Volkes, da mußte sie es doch auch damit versuchen.

Und lächelnd legte sie ihre weiße Hand in die braunen schlanken Finger des Zigeunermädchens.

Was würde sie wohl erfahren, was würde sie zu hören bekommen über ihr künftiges Leben? Das Übliche, was jene Wahrsagerinnen stets bei der Hand haben und was sie jedem sagen für Geld und gute Worte? Oder doch nicht? Wie eine Schwindlerin sah dieses Mädchen nicht aus, ihr schien's beinahe, als wäre sie ihr sympathisch und als könne sie diesem traurigen Ernst der dunklen Augen vertrauen.

Und Eva fing wirklich an, ein wenig aufgeregt zu werden.

»Ein glückliches Jahr,« fing die Zigeunerin an, »sehr, sehr glücklich! Oh, wie schön! Tag und Nacht, Sommer, Herbst und Winter. Viele, viele Briefe — vom Herzallerliebsten — oh, wie viele Briefe!«

Gerd lachte belustigt auf, während Eva ernst blieb und erstaunt in das Gesicht des braunen Mädchens sah, das mit einem Male einen fast entsetzten Ausdruck angenommen hatte.

»Weiter kann ich nichts sagen, schönes Fräulein,« fuhr die Zigeunerin fort, sich mühsam beherrschend, »dann kommt der Frühling und im Frühling ist's Sonnenschein, lauter Sonnenschein — und wer weiß, was noch, so weit kann ich nichts sagen ...«

»Das ist ja überwältigend weisheitsvoll,« spottete Gerd, »nächstens werde ich auch wahrsagen, die Geschichte scheint gar nicht so furchtbar schwierig zu sein!«

Aber die junge Zigeunerin kümmerte sich nicht um den Spott, sie sah Eva beinahe mitleidig aus großen traurigen Augen an und streichelte vorsichtig die schöne weiße Hand, die sie noch immer fest in den Fingern hielt.

»Ich will dem schönen Fräulein etwas sagen,« flüsterte sie geheimnisvoll, »etwas schenken will ich ihr, einen kleinen Talisman, der schützt — aber glauben muß man dran, schönes, gnädiges Fräulein —«

Sie nestelte eifrig an ihrem Kleide herum, aus dessen schmutziger Tiefe sie eine kleine, blankgetragene, durchlochte Kupfermünze hervorzog. Sie machte ein seltsames Zeichen darüber, murmelte etwas Unverständliches und drückte sie Eva in die Hand.

»Bitte, nehmen Sie das,« bat sie beinahe flehentlich.

Eva zog ihr Portemonnaie und nahm ein Goldstück heraus. Aber das Mädchen wehrte ab und weigerte sich beharrlich, das Geld zu nehmen.

Eva von Allenstein war sehr ernst geworden, sie reichte dem schönen jungen Zigeunermädchen die Hand und drückte sie fest.

»Ich danke,« sagte sie leise.

»Tausend, tausend Glück und Segen!« murmelte die Zigeunerin, warf noch einen langen, traurigen Blick auf Eva und verschwand dann demütig im Hintergrunde.

Unterdessen hatte ein altes Weib, das mit neidischer Gier das Goldstück gesehen hatte, sich Gerd von Allenstein mit dreister Sicherheit genähert, hatte sich zu seinen Füßen auf die Treppenstufen hingekauert und begann ein namenlos schmutziges Spiel Karten auszupacken, das sie mit geübter Geschäftigkeit mischte und abhob.

»Jetzt komme ich dran,« sagte Gerd lachend, »wahrscheinlich werde ich auch erfahren, daß im Frühling die Sonne scheint.«

»Ach, laß es doch, Gerd,« wandte Eva etwas ängstlich ein, »man sollte es eigentlich nicht anhören, dies Wahrsagen —«

Gerd von Allenstein sah erstaunt auf.

»Aber ich möchte doch auch etwas davon haben,« sagte er scherzend, »paß mal auf, was die braune Hexe mir zu sagen hat.«

Die Alte kicherte und mischte die Karten weiter, dann legte sie sie wichtig zusammen und hob die erste ab: Karo-Dame.

»Ei, junger Herr, verlobt — gratuliere — und so

eine schöne vornehme Dame — Haare wie Gold, Lippen wie Kirschen und die Augen so tief und so blau, wie die Seen auf Ungarns Heide. Ach, wie schön!«

»Das ist kein Kunststück,« sagte der junge Mann lachend, »wenn ihr vorher überall im Hof herumgehorcht habt!«

»Nicht doch, schöner Herr,« kicherte das alte Weib und hob die Karten weiter ab, »ach, eine Reise — und dann die große Stadt — oh, wie das wimmelt von Menschen — und dann Briefe von der schönen jungen Braut. Ein heller schöner Saal und die vielen, feinen Herren drin — was das wohl werden wird, ach, das möcht' ich doch gerne wissen —«

Wieder griffen die schmutzigen Finger nach den Karten, hoben eine neue ab und legten sie auf die kalten Steinfliesen.

Coeur-As!

»Geld, viel Geld!« krächzte die alte Hexe heiser und klatschte in die Hände.

Gerd fuhr zusammen.

Herrgott, was war das? — Eine Hand griff nach ihm, angstvoll, hilfesuchend.

Er sah sich um.

Eva lehnte an ihm, schwer und leblos lag der junge Körper in seinen Armen.

Um Gottes willen, war sie ohnmächtig, war sie krank geworden?

Er hob sie leicht wie ein Kind mit den Händen auf und trug sie, die Karten achtlos mit den Füßen beiseite stoßend, zur Veranda hinauf und durch den Flur in ihr Zimmer.

Frau von Allenstein war, zu Tode erschrocken, nachgeeilt, während die Diener das Zigeunervolk schimpfend und fluchend auseinandertrieben.

Gerd war, gleich nachdem er seine Braut vorsichtig und sorglich auf ihr Lager gebettet hatte, hinuntergeeilt, um die Kammerzofe und ein paar Mägde zu holen, die mit zur Hand gehen sollten bei der Hilfeleistung. Dann kehrte er wieder zurück, um selbst mit einzugreifen, doch an der Tür empfing ihn bereits Frau von Allenstein und sagte, daß Eva schon wieder zu sich gekommen wäre.

»Wohl nur eine plötzliche vorübergehende Schwäche,« fügte sie hinzu, »kein Wunder nach dem ganzen aufregenden Tag heute, und dann noch das verdrehte Zigeunervolk, wo die Nerven so schon überreizt sind. Vielleicht gehst du einmal zu ihr, sie fragte schon nach dir. Ich muß noch einmal hinunter, ich will ihr doch lieber etwas Beruhigendes aus dem Arzneischrank holen. Auch muß ich Anweisung geben, daß das Ge-

ſindel etwas zu eſſen bekommt. Verdient haben ſie's nicht mit ihren Narrheiten, aber zu eſſen muß man jedem geben. Ich bin bald wieder da.«

Frau von Allenſtein ging die Treppe zu den Wirtſchaftsräumen hinunter, während Gerd ins Zimmer ſeiner Braut trat, die ihm vom Bett aus freundlich lächelnd die Hand entgegenſtreckte und ihm verſicherte, daß ſie ſchon wieder ganz wohl und erholt wäre.

»Aber liebſte Eva,« ſagte Gerd, ſich zu ihr ſetzend, »du biſt doch nicht krank am Ende? Ich habe mich furchtbar erſchreckt!«

»Ach, nicht doch,« ſagte ſie heiter und beruhigend, »ich bin ſchon wieder ganz in Ordnung. Reg' dich ja nicht auf, hörſt du?«

»Was war dir denn eigentlich — oder warſt du vordem ſchon angegriffen?«

Das junge Mädchen lehnte ſich müde zurück und ihr Geſicht nahm einen merkwürdig qualvollen Ausdruck an.

»Ich weiß ſelbſt nicht, Gerd,« ſagte ſie leiſe, »was es eigentlich war. Ich war ganz wohl bis dahin, nur etwas ernſt. Die junge Zigeunerin ſah ſo merkwürdig traurig aus, ganz merkwürdig, weißt du —«

»Aber, liebſte Eva,« verſuchte Gerd abzulenken, »das iſt doch nichts, ſo etwas muß man nicht ernſt nehmen.«

Aber das junge Mädchen ließ sich nicht beruhigen.

»Doch, Gerd,« fuhr sie fort, »dann kam das mit den Karten, das war mir unangenehm, ich weiß selbst nicht, warum. Ich bezwang mich natürlich, ich sagte mir ja selbst, daß es keinen Sinn habe, aber wie die schreckliche alte Frau wieder nach den Karten griff und wieder eine neue auflegte — Coeur-As war's, glaub' ich, dann wurde mir plötzlich so schlecht, ich kann's dir gar nicht sagen, Gerd — so als ob es einem ganz kalt ans Herz greift — gräßlich — da drehte sich alles um mich herum, ich weiß nicht . . .«

Eva sank erschöpft in die Kissen zurück und es überlief sie wie ein Fieberschauer.

Gerd sah besorgt und ernst in das blasse Gesicht seiner Braut.

»Du mußt dich aber jetzt nicht mehr damit quälen. Das sind überreizte Nerven, ich habe dir wohl auch zu viel zugemutet heute.«

»Gerd, du mußt mir etwas versprechen,« sagte sie leise und bittend, »willst du?«

»Alles, was du verlangst.«

»Gerd — bitte — spiele nie wieder, Gerd, bitte, versprich mir das, Gerd, ja?! Es beruhigt mich, ich kann dir auch nicht sagen, warum ich dich drum bitte, mir ist's nur, als müßte ich es tun. Es ist vielleicht

dumm von mir — aber du versprichst mir's, Gerd, nicht wahr?«

Sie sah ihn aus großen, ängstlichen Augen erwartungsvoll an.

Gerd war sehr ernst geworden. Er besann sich einen Augenblick und dachte über das Merkwürdige dieser plötzlichen Bitte nach. Dann streckte er seiner Braut die Hand hin.

»Ja, Eva, das will ich dir versprechen, wenn's dich beruhigt,« sagte er fest.

»Wirklich?«

»Ja, Eva, ganz bestimmt!«

»Ich danke dir!« sagte das Mädchen leise, und eine Weile saßen sie sich beide ganz still gegenüber.

Dann stand Gerd auf.

»So, meine kleine Eva,« sagte er, »jetzt mußt dich aber hinlegen und schlafen. Du mußt dich erholen und es ist schon spät.«

»Ja, gleich,« antwortete sie, »aber etwas muß ich dir noch sagen, nur lach' mich nicht aus, Gerd, hörst du. Das darfst du nicht, ich meine es wirklich ganz ernst. Es ist doch heute unser Verlobungstag, und da möchte ich dir etwas geben. Du mußt die kleine Münze tragen, die mir heute die Zigeunerin geschenkt hat, bitte, du, ja? Es ist ein Talisman, sagte sie.«

Etwas verlegen holte sie das blanke runde Kupferstückchen hinter ihrem Kopfkissen hervor und legte es Gerd auf den Schoß.

»Danke, Eva,« sagte der junge Mann und steckte die Münze zu sich, »da du es mir gegeben hast, will ich auch glauben, daß es ein Talisman ist.«

Eva lächelte zufrieden.

»Morgen schenke ich dir eine Seidenschnur, du mußt's um den Hals tragen,« sagte sie eifrig.

»Schön, ich werde es um den Hals tragen,« sagte Gerd amüsiert, »ich bitte mir also morgen die Schnur aus, aber jetzt mußt du schlafen, nicht wahr? Gute Nacht, Eva!«

Er war schon in der Tür, da rief sie ihn noch einmal zurück, ganz leise und verhalten.

»Gerd!«

»Ja?«

»Bitte, komm noch einmal her.«

Als er ans Bett trat, schlang sie die Arme um seinen Hals.

»Ich bin so glücklich, du, so glücklich!«

Gerd kniete vor ihr nieder und küßte ihr beide Hände.

Dann ging er leise hinaus.

Unten auf dem Flur begegnete ihm Frau von Allenstein.

»Weißt du, Gerd,« sagte sie, »ich hab's mir überlegt, ob ich nicht die kleine Thea Tornberg, die Pensionsfreundin von Eva, bitten soll, ein wenig früher zu kommen. Sie wollte uns erst Mitte August besuchen, aber vielleicht kann sie's einrichten — es wäre für Eva gut, es zerstreut sie ein bißchen, sie scheint doch sehr aufgeregt zu sein von allem. Ich will einmal hinschreiben, meinst du nicht?«

Gerd von Allenstein nickte.

»Es ist dir doch recht, Gerd?«

»Aber natürlich, Mama, gewiß.«

Frau von Allenstein ging in ihr Zimmer, um den beabsichtigten Brief gleich zu verfassen, während Gerd auf die große Freitreppe hinaustrat, um noch ein wenig frische Luft zu schöpfen.

Er war doch eigentlich auch recht aufgeregt heute, ja, ganz merkwürdig fühlte er sich. So eine eigentümliche Empfindung von Unruhe beschlich ihn. Was war nur heute mit Eva? Natürlich, sie war aufgeregt gewesen, das war erklärlich, sogar selbstverständlich. Es konnte gar nicht anders sein. Ein Anfall von Schwäche, weiter gar nichts! Aber warum dann später diese seltsame Bitte, er solle nicht mehr spielen? Und er hatte ihr's versprechen müssen, ganz ernst und feierlich, und ihm war selbst dabei ganz ernst und

feierlich zumute geworden. Und dann der Talisman? Nun, das war freilich weniger unverständlich. Eva war schließlich ein richtiges Kind des Nordens und der Norden ist abergläubisch. Er war es eigentlich auch, und wenn er sich bisher nicht viel damit befaßt hatte, so packte es ihn doch, wenn es ihm, wie heute, nahe trat.

Aber schließlich, es steckte doch hinter alledem der verrückte Zigeunerschwindel von heute abend, das war einfach Gift für Evas überreizte Nerven gewesen, ja, natürlich, das war es.

Damit erklärte sich schließlich alles.

Aber warum war Eva gerade bei der einen Karte ohnmächtig geworden, warum gerade bei der? Coeur-As war es wohl gewesen? Als ob es ihr kalt ans Herz gegriffen habe, hatte sie gesagt. Coeur-As — — gerade bei der Karte, wie merkwürdig!

Sollte das am Ende — aber nein, das war ja unmöglich, sein Onkel hatte ihm doch ausdrücklich gesagt, das wäre Unsinn. Aber er war doch auch so sonderbar dabei gewesen — sollte es doch etwas auf sich haben, mit jener Karte — wie sagte doch Frau von Bernheim — mit der Glückskarte der Allenstein?

Der Wind pfiff durch die Baumkronen und trieb mit leisem Rascheln ein paar gefallene Blätter über die Stufen der Freitreppe.

Gerd fuhr unwillkürlich zusammen.

Mein Gott, jetzt wurde er auch schon nervös, es war wirklich Zeit, schlafen zu gehen, der Tag heute war doch sehr anstrengend gewesen. Ja, sehr anstrengend und sehr schön, so schön, wie er sich's nie hatte träumen lassen.

Und er dachte daran, wie seine junge Braut die Arme um ihn geschlungen und es ihm selbst gesagt hatte, was so schön, so wunderschön zu glauben war: ich bin glücklich, du, glücklich!

Ja, glücklich war er auch, namenlos glücklich!

Lächelnd stieg er die Stufen der Treppe wieder hinauf und träumte davon, wie er hier mit Eva hausen und alle ihre kleinen und großen Wünsche erfüllen würde. Er war ja der künftige Herr zu Hof-am-Berge!

Oben an der großen schwereichenen Haustür wandte er sich noch einmal um und sah hinaus, über die Vorfahrt in die große Allee hinunter und weiter, weiter, wo die Felder lagen, Wald, Moor und Heide — und hoch über allem standen klare goldene Sterne.

Alles, alles gehörte ihm und Eva!

Jetzt schlief sie und vielleicht träumte sie von ihm — und jetzt wollte er auch schlafen und von ihr träumen. Morgen, wenn die Sonne schien — dann sah er sie wieder und hatte sie und konnte mit ihr

sprechen, den ganzen langen Tag, und später immer und alle Tage, das ganze, lange Leben lang!

Plötzlich überkam ihn ein so namenlos heißes Dankbarkeitsgefühl, daß er unwillkürlich die Hände faltete und so noch eine Weile ganz ruhig stehen blieb, wie gebannt von dem Großen und Heiligen, das in sein Leben eingezogen war.

Dann ging er still ins Haus hinein und leise fiel die Tür hinter ihm ins Schloß.

Weit draußen aber in nebelblasser Heide verglomm das zuckende Feuer des Zigeunerlagers und durch die Nacht klang dumpf und müde das Tamburin.

Frau von Bernheim saß allein in ihrem Arbeitszimmer und sah ernst und nachdenklich auf einen feinen schmalen Bogen aus Büttenpapier, den sie in der Hand hielt.

Eva von Allenstein
Gerd von Allenstein

Verlobte

stand darauf mit kleinen zierlichen Lettern.

Was so ein paar Buchstaben nicht alles sagen können!

Frau von Bernheim lächelte — es war ein gehässiges Lächeln.

Draußen regnete es unaufhörlich in dünnen grauen Fäden, eintönig schlugen die Tropfen ans Fenster und sickerten von den rostigen Dachrinnen herab.

Frau von Bernheim sah müde aus, furchtbar müde und in ihrem feinen Gesicht traten harte, scharfe Linien hervor, Linien, die eine lange Zeit hineingegraben hatte. Frau von Bernheim war müde, und wie soll man auch nicht müde werden, wenn man so lange wartet, wie sie gewartet hatte, lange, lange Jahre lang.

Es war ja alles schon so lange her — das, was damals war.

Und während sie in den feinen grauen Regen hinausstarrte, dachte sie an jene alte Zeit in dem alten Patrizierhaus, in dessen engen, seltsamen Gängen und getäfelten Zimmern sie ihre Kindheit verbracht hatte.

Das Haus hatte seit urdenklichen Zeiten ihrer Familie gehört und es war ein ganz sonderbares altes Haus.

Mit einer schmalen Front von nur ganz wenigen in Blei gefaßten Fenstern stand es dicht eingezwängt zwischen zwei großen, plumpen Speichern, die es ganz zusammenzupressen schienen. Aber dafür stieg es hoch hinauf mit seinen kleinen Erkern und Türmchen, und weit über die beiden Speicher reckte sich das spitze Dach in die blaue Luft, von dessen Luken man die ganze Stadt bis zu den alten Festungswällen übersehen konnte. Oben saßen zwei seltsame Vorsprünge — phantastische gotische Hundeköpfe mit rippendürren Leibern. Oh, wie gut sie sich erinnerte, sie sah sie noch vor sich, wie sie so starr und unbeweglich dastanden und gar greulich die Mäuler aufrissen, während der blaue Rauch des Schornsteins seinen weichen Dunstkreis um die grotesken Linien wob.

Die Schulfreundinnen hatten sie immer damit geneckt.

»Du, gib doch den Hunden da oben was zu freſſen, die ſind ja ganz verhungert,« ſpotteten ſie und wollten ſich ausſchütten vor Lachen über ihr ärgerliches Geſichtchen, das ſich gekränkt und trotzig zum Weinen verzog.

Sie konnte es nicht leiden, wenn man ſich über das alte Haus luſtig machen wollte, und vor den ſtets mit neuem Genuſſe angegriffenen verhungerten Hunden hatte ſie eine ganz beſondere Hochachtung.

Was verſtanden denn die dummen Mädel davon, dieſe albernen Göhren, deren Urväter nicht einmal im Rat geſeſſen hatten und nie mit blanker Wehr hinausgezogen waren zu Nutz und Frommen der alten freien Hanſeſtadt?

Wie konnten die auch Reſpekt vor verhungerten Hunden haben? Hatten die doch ſogar dem ſteinernen Löwen vor dem Rathaus ein Butterbrot in den Mund gelegt!

»Du, gib den Hunden was zu freſſen!« ſchallte es oft noch von weitem nach, während ſie ſchon an der ſchweren, eichenen Haustür mit den blankgeputzten Meſſinggriffen ſtand und die verroſtete Klingel zog.

Während es dann mit jammernden Tönen durchs ganze Haus ſchellte, warf das kleine Mädchen noch ſchnell einen ſcheuen bewundernden Blick auf das alte

Familienwappen, das über dem Torbogen plump und schwerfällig in den grauen Stein gemeißelt war und darunter das ‚anno Domini' in den mattgoldenen regenverwaschenen Lettern. Die lateinischen Zahlen, die dabei standen, konnte sie noch nicht lesen, aber was anno Domini hieß, das hatte sie schon gelernt: im Jahre des Herrn — oder im Jahre des Heils ... wie feierlich das klang!

Im Jahre des Heils waren also auch die verhungerten Hunde auf die Welt gekommen — da war es doch geradezu eine Gemeinheit, sich über sie lustig zu machen!

Unterdessen hatten sich von innen her schwere schlürfende Schritte genähert, die alte Haushälterin, die nie ein Wort sprach, hatte die Tür geöffnet, daß sie angstvoll in den Angeln stöhnte, das kleine Mädchen war leise hereingehuscht und hatte vorsichtig den schweren Schulranzen auf die alte Kommode gelegt. Aber ganz leise und vorsichtig, denn so ging es immer in dem alten Hause zu. Es wurde wenig gesprochen und auch dann nur im Flüsterton, als schliefe in jedem Zimmer jemand und man müsse fürchten, ihn zu wecken.

Die alte Wirtschafterin brummte etwas Unverständliches und humpelte dann eilig in die Küche, um

wie eine Rachegöttin unter die Mägde zu fahren, von denen eine, wie sie eben gehört, sich erlaubt hatte, wahr und wahrhaftig zu lachen — ein unerhörtes Wagnis in diesem Hause.

Das kleine Mädchen aber sprang leichtfüßig die enge dunkle Wendeltreppe hinauf, deren wurmstichige altersschwache Stufen unter den leichten Kindertritten ächzten, und schlich sich behutsam zum Arbeitszimmer des Vaters.

Dieser lebte nach dem Tode seiner Frau, die ganz jung gestorben war, ohne jeden Verkehr, abgeschlossen in seinen Gemächern, beschäftigte sich mit naturwissenschaftlichen, vorzugsweise chemischen Studien und hatte sich ein eigenes Laboratorium dafür eingerichtet, das seiner kleinen Tochter als der geheimnisvollste und interessanteste Raum der Welt erschien.

Der alte Mann ging auch niemals aus, er saß stets im Zimmer, entweder über seine Retorten und Gläser gebeugt oder mit der Lektüre aller möglichen mystischen Schriften beschäftigt, die er mit großer Vorliebe studierte.

Gott, wie schön war das, zuzusehen, wenn die blauen zuckenden Spiritusflammen sich um das kleine kupferne Kesselchen schlängelten, in dem es so seltsam brodelte und gurgelte, und dann ein dünnes Glas-

stäbchen hineingesteckt wurde, das sich plötzlich rot färbte oder eine große, dickbauchige Flasche aufgekorkt und etwas daraus hinzugegossen wurde, so daß es empört aufzischte und die blauen Spiritusflammen zu ersticken drohte. Das war zu schön — und das kleine Mädchen bat jedesmal darum, dableiben und zusehen zu dürfen, nachdem es geknickst und dem Vater die weiße, feingeäderte Hand geküßt hatte.

Was für eine merkwürdige Hand der Papa doch gehabt hatte! So schmal, dünn und immer ganz weiß und so viele kleine blaue Adern darin, daß man immer Lust kriegte, sie zu zählen. Eins, zwei, drei vier ...

Aber man kam nicht weit damit, denn dann brodelte es wieder in dem Kessel und das durfte man nicht versäumen.

Ja, es war wunderschön!

Aber etwas war noch viel schöner: das war das, wenn der Papa sich nachmittags hingelegt hatte, und man dann die alten dicken Folianten aufklappen und darin lesen konnte. Die herrlichsten Sachen standen darin, so recht schauerlich und interessant, von Hexenprozessen und Zauberwerken, Beschwörungen und seltsamen Talismanen, die man auf der Brust trug an feinem seidenem Bande und die fest machten gegen

Hieb und Stich. Und alles mögliche andere stand darin geschrieben, man konnte sich gar nicht satt lesen an all den merkwürdigen Dingen. Ob es das auch jetzt noch gab? In der Schule hörte man eigentlich nichts davon.

Ja, es war wunderschön in dem alten stillen Hause, und es mußte doch auch wohl ganz besonders schön darin sein, weil der alte Papa, der ja nicht zur Schule brauchte, niemals auf die Straße ging.

Aber einmal war er doch ausgegangen. Richtig! Das war an dem Sonntag, wo sie konfirmiert wurde und schon ein ganz großes Mädchen war, das ein langes Kleid trug, sehr gebildet war und sogar schon wußte, daß die verhungerten Hunde gotische Ornamente waren.

Da hatte der Papa am Morgen einen altmodischen schwarzen Rock angezogen, hatte sie bei der Hand genommen und war mit ihr steif und ernst durch die sonntagsstillen Gassen nach der Kirche gegangen.

Der Sonderling ging aus! Die Leute schüttelten die Köpfe und konnten sich gar nicht genug verwundern, aber sie war sehr stolz auf ihren Papa, wie er jetzt mit ihr in dem alten, kunstvoll geschnitzten Kirchengestühl Platz nahm, wo die Ratsherren von ehedem saßen.

Wie schön der Papa aussah! Die Sonnenstrahlen fielen seltsam gedämpft durch die bunten Kirchenfenster auf sein feines glattes Gesicht mit dem grauen kurzgeschorenen Knebelbart. Er sah beinahe so aus, wie der alte Herr auf dem Familienbilde im Speisezimmer, der zur Zeit Gustav Adolfs allhier im hohen Rat gesessen hatte, als der Schwedenkönig mit Feuer und Schwert die neue Lehre auf sein Heeresbanner geschrieben. Ja, genau so sah der alte Papa aus, und ihr kam's mit einem Male so vor, als müßten die weißen nervigen Hände statt des Gesangbuches ein Schwert umklammern und als müßte der Papa aufstehen und mit seiner ruhigen sicheren Stimme die Bürgerschaft zur Fahnenfolge rufen.

Die Orgel setzte mit jubelnder Kraft ein: »Ein' feste Burg ist unser Gott!«

Da standen die Leute auf und der alte Papa auch und er nahm sie wieder bei der Hand und ging mit ihr zum Altar, um das Abendmahl zu nehmen.

Als sie dann wieder zu Hause angekommen waren, da hatte der Papa, der sonst immer so steif und förmlich war, sie in die Arme genommen, hatte sie geküßt und ganz leise gesagt: »Gott behüte dich, mein Kind, und Gott gebe, daß es dir einmal recht gut im Leben gehn möge, besser, wie uns allen vordem.«

Dabei hatte der alte Papa sehr traurig ausgesehen, er hatte sogar geweint und war überhaupt ganz anders gewesen an dem Tage, als er es sonst immer war. Er hatte nicht im Laboratorium gearbeitet und hatte die alten Folianten auch nicht ein einziges Mal aufgeschlagen. Er ging nur durch alle Räume, die dunklen Zimmer und engen Gänge, treppauf und treppab, sah sich alles an und blieb überall ein wenig stehen, nickte sonderbar mit dem grauen Kopf, strich sich sorgfältig über den alten schwarzen Gehrock und wanderte dann feierlich weiter. Abends schloß er seinen Schreibtisch auf und holte einen ganzen Packen Briefe daraus hervor, alte vergilbte Briefe, die mit steilen steifen Schriftzügen bedeckt waren und nach Lavendel rochen. Vorsichtig löste er die seidene Schnur, die mit pedantischer Gleichmäßigkeit herumgewickelt war, und dann las er die Briefe, einen nach dem anderen, bis die Nacht kam und das alte dunkle Haus in ihre dunklen Schatten hüllte. — — —

Frau von Bernheim stützte den Kopf in die Hände und stöhnte leise — ein qualvolles, trostloses Stöhnen.

Würde es sie denn nie wieder loslassen, diese brennende Sehnsucht nach dem, was begraben war, würden sie denn immer und immer wieder kommen, diese alten, düsteren Schatten, die mit unhörbaren Schrit-

ten durch das alte einsame Patrizierhaus gegangen waren, jahraus, jahrein, die mit schweren Armen ihre ganze Kindheit und Jugend würgend umfangen hatten, die ihr auch jetzt noch folgten und ihr nachgehen würden ihr ganzes Leben lang?

Draußen regnete es, unaufhörlich und unermüdlich, die Tropfen schlugen an die Scheiben, so gleichmäßig und eintönig, als wollten sie es immer und immer weiter tun, und der Himmel war so grau, öde und farblos, als würde die Sonne nie wieder hindurchleuchten.

Die einsame traurige Frau am Fenster dachte an eine andere Zeit, die ihr Leben weckte und ihr Leben abschloß. Denn seitdem lebte sie eigentlich nicht mehr, seit das damals vorüber war, was das erste Lachen in die stillen alten Räume zauberte.

Wie das damals war — oh, das wußte sie noch genau, quälend genau, in all den glücklichen und unglücklichen Einzelheiten. Erst war ein dicker Brief angekommen an den Papa, der hatte ihn gelesen und war dann langsam im Zimmer auf und ab gegangen, wohl eine Stunde lang. Dabei hatte er gelächelt oder plötzlich wieder ganz ernst und traurig ausgesehen, so daß sie kein Wort zu sagen wagte und ganz still daneben saß und ihn mit erwartungsvollen Augen an-

sah. Aber er hatte nichts gesagt und schien sie gar nicht zu beachten, er ging nur immer auf und ab und sie wollte sich schon fortschleichen, weil ihr das zu langweilig wurde, als der Papa sich an den Schreibtisch setzte und anfing, einen Brief zu schreiben. Das war ein gewaltiges Ereignis, denn der Papa schrieb sonst gar keine Briefe. Es dauerte auch sehr lange, denn er schien bei jedem Satz nachzudenken, und dann war er endlich fertig, verschloß das Schreiben und siegelte es sehr umständlich und mit der größten Sorgfalt zu. Ja, ja — sie erinnerte sich ganz genau, jede Bewegung sah sie vor sich, es sah beinahe komisch aus, wie gründlich der Papa siegelte — dann trat er auf sie zu, gab ihr den Brief und sagte so ruhig und freundlich, wie er alles zu sagen pflegte: »Es wäre mir lieb, wenn du das selbst auf die Post tragen würdest. Ein alter Freund von mir ist gestorben und hat seinen einzigen Sohn ganz mittellos hinterlassen. Er wird bei uns bleiben und hier wohnen, um seine Studien zu beenden. Wir wollen's dem Jungen recht gemütlich machen, hörst du. Ich habe den Toten sehr lieb gehabt, er hat auch viel verkehrt bei uns, damals, als deine Mama noch lebte . . .«

Dann hatte der Papa ihr zugenickt und war in sein Laboratorium gegangen.

Ein paar Tage später war der Erwartete angekommen, zuerst traurig und niedergeschlagen, aber bald hatte er sich ganz eingelebt, war ganz entzückt von dem alten Hause und von allem, was darin war, fand sogar die verhungerten Hunde reizend und hatte immer lauter Dummheiten im Kopf, liebe, süße Dummheiten.

Oh, sie kannte noch jede davon, jede hätte sie erzählen können, in allen ihren Einzelheiten. Wie er dem alten Kater Vorlesungen hielt über die Vergänglichkeit alles Irdischen, bis sich das Tier, mißtrauisch mit den grünen Augen blinzelnd, entfernte und sich nicht erklären zu können schien, was denn mit einem Male in den jungen Fant gefahren sei, den es sonst durchaus mit seiner gnädigen Huld beehrte. Dann legte er auf dem Boden eine Mäusezucht an, die leider nicht nach Erwarten glückte, und der alten Wirtschafterin erklärte er in langer gesetzter Rede und mit dem heiligsten Ernst, daß er am liebsten gebackene Heuschrecken speise.

Ihr war's, als höre sie heute noch sein liebes lustiges Lachen, das er überall hereingebracht hatte in alle die alten Räume und in die tiefe Stille des grämlichen Hauses.

Und auch sie hatte er's gelehrt, das lustige goldene Lachen, das Lachen und — das Küssen!

Sie hatten sich's auch schon gesagt, daß sie sich lieb hätten alle beide. Oben war's gewesen, auf dem Boden, bei der Versuchsstelle der mißglückten Mäusezucht.

Der Papa hätte sicher nichts dagegen gehabt, ganz sicher nicht, wenn er ihn auch manchmal etwas vorkriegte in seiner ruhigen ernsten Weise, wegen des allzu flotten Lebens, das er führte.

Ach, es war so schön, so wunderschön, das Lachen zu lernen und das Küssen!

Und dann kam jene Nacht, die Nacht vor den heiligen drei Königen — da schrillte die Glocke plötzlich durchs Haus, so jammernd, klagend und schauerlich, daß es durch alle Räume klang, als würde Sturm geläutet, Sturm in einsamer Mitternacht — da trugen sie etwas durchs Schneegestöber, durch die ächzende Tür in den dunkeln Flur hinein — Herrgott im Himmel! Ein lebloses starres Etwas.

Oh, sie weiß noch ganz gut, nur zu gut, wie sie mit zitternden Händen das Tuch herabzog und ihn daliegen sah, blutig und bleich, mit zerschossener Schläfe, aus der feine rote Blutstropfen wie rieselnde Rubine sickerten.

Wie sie an seinem Bett niederkniete und angstvoll, mit fliegendem Atem, vor ihm kauerte und wartete,

wartete, in grenzenloser Erregung auf ein einziges Wort von ihm wartete, auf das erlösende Wort, daß er lebe und leben bleiben würde, ganz gewiß leben bleiben würde.

Jetzt richtete er sich mühsam ein wenig auf, öffnete die halbverglasten Augen und murmelte kaum verständlich den Namen Allenstein. Aber er hatte sie doch erkannt, suchend griff er nach ihrer Hand und hielt sie fest in den qualvoll zusammengezogenen Fingern.

Sie neigte sich ganz zu ihm, schlang den Arm um seinen Nacken, um ihn zu stützen, legte das Ohr vorsichtig an seine schweratmende Brust und hörte auf die schwachen langsamen Herzschläge.

Er neigte den Kopf und schien sie zu suchen.

»Hast du mir etwas zu sagen?« frug sie, sich gewaltsam beherrschend.

Seine Lippen bewegten sich mühsam.

»Coeur-As,« flüsterte er leise, drückte ihr noch einmal mit letzter Kraft die Hand und dann legte er sich schwer auf die Seite.

Der jetzt eintretende Arzt, den man in größter Eile herbeigerufen hatte, konnte nur noch den eben erfolgten Tod konstatieren.

Der Sachverhalt selbst war einfach. Er hatte sich im Klublokal erschossen, wie die Träger unten sagten,

wohl zu hoch gespielt und verloren; näheres wußten sie natürlich nicht und im übrigen wären sie bezahlt. Die einfachen Männer in den rauhen Kitteln dämpften unwillkürlich die Stimme und sahen voll Teilnahme auf das schöne junge Mädchen, das blaß und reglos vor ihnen stand und ihrem abgebrochenen dürftigen Bericht zuhörte.

Jetzt kam ihr auch etwas wie eine Erklärung. Ja, richtig, heut' hatte ihm der Papa ja eine größere Summe gegeben, er sollte etwas bezahlen damit, etwas Geschäftliches erledigen, und das wird er wohl verspielt haben, ja, natürlich.

Aber, mein Gott, der Papa hätte ihm doch gewiß verziehen. Es war ja schlimm, aber wir sind doch alle Menschen; es war ja schlimm und er hätte es nicht tun sollen, aber es war doch tausendmal schlimmer, daß er jetzt so blutig in den Kissen lag und daß er nie, nie wieder lachen würde.

Vielleicht denken die Männer anders darüber, vielleicht — aber der Papa hätte ganz gewiß verziehen, es war unmöglich, daß jemand nicht verzeihen konnte, der so seltsame feine Hände hatte, die nichts zerbrechen, was sie anfassen.

Aber es war zu spät, alles war zu spät, und auch der Papa konnte nicht mehr helfen.

Aber der hätte helfen können, der das Geld gewonnen!

Niemand sagte ihr, wer es war. Die Herren vom Klub bedauerten vielmals und schwiegen. Das ist Gesellschaftsmoral, und sie konnten ja auch nicht anders.

Aber sie wußte, wer es war, sie wußte, wer dem armen Toten die verhängnisvolle Karte gezogen. Sie wußte auch, daß er ihn gut kannte, sehr gut, beinahe befreundet mit ihm war. Warum nahm er ihn nicht beiseite, gab ihm das Geld wieder und sagte: »Du, ich weiß wie es steht. Sei vernünftig, wir regeln es später, wenn du's hast.« Das war so einfach — und doch hatte er's nicht getan, das blanke Gold glänzte so lockend in der gierigen Hand.

Jetzt war es zu spät.

Den Toten weckte niemand mehr auf, den sie still und stumm aus dem stillen, stummen Hause trugen, in dem er sie das Lachen gelehrt hatte, das Lachen und das Küssen!

Und Sie, Herr von Allenstein, Sie glauben, daß man solch eine Nacht jemals vergißt, wie jene Nacht vor heilige drei Könige? Glauben Sie das wirklich? Glauben Sie, ich habe umsonst meine alte Heimat verkauft, das Haus, an dem mein Blut hing, in dem

mein Allerheiligstes mir aufgegangen — glauben Sie, ich hätte, nachdem ich den alten Papa bis zum Tode gepflegt, umsonst dies Stückchen Erde, das mein ganzes stolzes Geschlecht geboren, in die Hände eines Emporkömmlings überliefert? Glauben Sie, ich habe umsonst Ihren albernen Vetter geheiratet, dessen beste Eigenschaft war, daß er sich so bald das Genick brach? Ach, wie Sie sich irren, Herr von Allenstein! Den Haß kennen Sie wohl nicht, der stärker ist, als Himmel und Erde?! Nein, Sie sollten mich täglich sehen, nur um in Ihre nächste Nähe zu kommen, habe ich das alles geopfert, nur um als Ihre liebe Verwandte immer um Sie zu sein und Ihnen wie ein Alp die bange schwere Frage wie ein lebend Bild immer wieder vorzuspiegeln, die Sie würgen soll und Ihnen den Atem rauben: Weiß jene stolze, einsame Frau, wie es zuging in der Nacht vor heilige drei Könige? — Nicht wahr, das ist amüsant?! Ach, das würden Sie doch gar zu gerne wissen, nicht wahr!? Aber ich sag's Ihnen nicht, ganz gewiß nicht. Ich besuche Sie nur recht häufig, Sie und alle Ihre Lieben, man ist doch verwandt und man lebt so nah' beieinander, nicht wahr? Das ist doch natürlich. Und glauben Sie, daß das alles ist? Ich glaube es nicht. Ich weiß noch etwas, eine Karte weiß ich, eine Karte! Aber das will ich doch

noch für mich behalten, das ist zu amüsant. Ich hab's schon lange so für mich behalten, all die Jahre lang, es ist mein schönstes Geheimnis. Aber einmal werd' ich es Ihnen noch sagen können, ich weiß nicht, wann, morgen, übermorgen, oder erst in Jahren. Daran glaube ich; alle Leute, die aus alten düstern Häusern stammen, glauben so etwas. Ob sie Recht haben? Wir wollen's sehen, Herr von Allenstein, wir wollens abwarten, ich habe Zeit, ich habe sehr viel Zeit, ich habe so lange gewartet und ich kann noch warten, immer warten, warten ...

Aber einmal, nicht wahr, Herr von Allenstein, dann sind wir so ganz unter uns, und dann will ich's Ihnen sagen, daß ich eine Karte kenne, eine Karte —

Ein pfeifender Windstoß fuhr um das Haus und rüttelte wütend an den Fenstern, die zitternd in den Angeln hin und her wankten.

Frau von Bernheim hatte das feine Blatt Papier, das die Verlobungsanzeige enthielt, mit zuckenden Händen zusammengeknüllt und es auf den Teppich geworfen, von dem es sich weiß und leuchtend abhob.

Hu, wie der Wind stöhnte und der Regen aufklatschte auf dem nassen durchweichten Boden draußen!

Jetzt stand Frau von Bernheim langsam und müde

auf, strich sich die Haare aus dem todblassen Gesicht, lächelte etwas verhalten und zog die Klingel, den Diener herbeizurufen, der gleich darauf im Türrahmen erschien und mit stummer Verbeugung auf die Befehle seiner Herrin wartete.

Frau von Bernheim richtete sich auf.

»Der Kutscher soll anspannen,« sagte sie ruhig und gelassen, »ich will ausfahren — nach Hof-am-Berge!«

Gerd war nun wieder nach langer Abwesenheit in Berlin eingetroffen.

Es war kurz vor Neujahr, ein kalter, trüber, regnerischer Abend — Gerd schlenderte gelangweilt den Kurfürstendamm hinunter und sah sich gleichgültig die vorüberfahrenden Wagen an, in denen flüchtig hier und da ein helles Ballkleid oder ein befrackter Geldmagnat zu sehen war.

Er fühlte sich einsam und verlassen heute.

Und dazu diese dunstige, naßkalte Atmosphäre — es war greulich!

Ob man in ein Café ging?

Aber nein, da war es doch wohl zu voll jetzt, zu rauchig und ungemütlich. Danach war ihm durchaus nicht zumute.

Oder nach Hause? In die beiden öden Zimmer, sich auf die Chaiselongue neben den stillosen ovalen Tisch legen und den Abend mit Stumpfsinn überwinden?

Nein, das erst recht nicht, dazu war er heute zu nervös.

Aber wie wär's, wenn er in den Klub ginge?

Richtig, daran hatte er noch gar nicht gedacht, das würde wohl das Beste, zum mindesten noch das Erträglichste sein, um über diese trübe Stimmung hinwegzukommen.

Es war Abend geworden, die Laternen draußen brannten flackernd, dichter Schnee war gefallen und mit knirschenden Schritten hörte man die Menschen vorübergehen.

Gerd bog eben um die Ecke, sah schon die Tür seines Klublokals und die hellen Fenster, als plötzlich eine alte schlanke Dame vor ihm stand, ganz in Schwarz gekleidet und tief verschleiert.

Mein Gott, das war ja Frau von Bernheim!

Unwillkürlich griff er nach dem Hut, grüßte höflich und machte einen Schritt auf sie zu, um sie zu fragen, was sie denn so plötzlich nach Berlin geführt habe.

»Gnädige Frau,« begann er, doch die Dame neigte dankend den Kopf und ging an ihm vorüber. Sollte er sich geirrt haben?

Aber selbstverständlich! Frau von Bernheim war ja in Hof-am-Berge, wie Eva ihm geschrieben hatte. Wie käme sie auch nach Berlin, gerade jetzt und so spät am Abend? Nein, das war ganz undenkbar.

Doch sie hatte genau so ausgesehen, ganz genau und auch die Bewegungen waren dieselben, die sie immer hatte.

Und Gerd fühlte plötzlich, daß es ihm unheimlich wurde, wie er so allein auf der dunklen Straße stand

und in die Winternacht hinaussah, in der die schwarze Dame verschwunden war, die ihm erst so selbstverständlich und dann so rätselhaft erschienen war.

War das wirklich Frau von Bernheim gewesen?

»Sind Sie toll geworden, Allenstein, um Gottes willen!? Wenn Sie schon setzen wollen, dann wenigstens nicht alles auf einmal! Das ist ja ein fürchterlicher Einsatz, der barste Unsinn, Sie handeln ja wie im Fieber!«

»Ach, laß ihn, er kann ja morgen ausschlafen, es ist Feiertag, heilige drei Könige ...« sagte eine Stimme schon etwas lallend aus dem Hintergrunde, und die Sektgläser klirrten dazu.

Überall heiße, schwüle Luft und blasse Gesichter, etwas Stagnierendes über dem Ganzen, wie die Stille vor dem Gewitter.

Gerd steht unbeweglich, mit fliegendem Atem vor den vielen glänzenden Goldstücken, die er als Einsatz auf den grünen Tisch geworfen.

Wer hält dagegen?

Da fühlt er's plötzlich, kalt und deutlich auf der Brust — Herrgott, der Talisman, die kleine Kupfermünze der Zigeunerin, die ihm Eva geschenkt hat.

Es ist totenstill, nur die Kerzen knistern leise, und

hin und wieder stößt der Fuß eines Halbverschlafenen und Übernächtigen an zerbrochene Gläser.

Soll ich spielen oder nicht!?

Und plötzlich hört er eine liebe weiche Mädchenstimme, angstvoll und flehentlich: »Tu's nicht, Gerd, um Gottes willen, tu's nicht!«

Schon greift seine Hand nach dem Golde, um es zurückzuziehen — nein! Mit zitternder Hand tastet er nach dem Spiel und zieht eine Karte: Coeur-As!

Das Spiel ist sein.

Mechanisch rafft Gerd die Goldstücke zusammen, schiebt sie in die Tasche und stürzt hastig ein Glas Sekt hinunter.

Nur fort von hier! fiebert es in allen seinen Nerven. Nur fort von hier, aus all dem Qualm und dem Dunst, den zerbrochenen Gläsern und blassen Gesichtern! Nur fort von hier, dahin, wo Ruhe und Frieden ist — nur fort von hier — nach Hof-am-Berge, zu Eva!

Ein Angstgefühl packt ihn, ein marterndes entsetzliches Angstgefühl um etwas Unbestimmtes, Unbewußtes. Er faßt sich krampfhaft an die Brust, um sich zu beruhigen, die jagenden Herzschläge aufzuhalten — Herrgott, war das eine Nacht heute, diese Nacht vor heilige drei Könige! Er faßt sich an die

Brust, um die Hand aufs Herz zu legen, aber er fühlt nur kaltes, klirrendes Gold!

Mit Aufbietung aller Kräfte nimmt er sich zusammen, verabschiedet sich lächelnd und konventionell von den anwesenden Herren und stürzt zum Bahnhof.

Wann geht der nächste Zug?

Ja, er kommt noch hin bis morgen früh, nur schnell, so schnell als möglich — nach Hof-am-Berge!

Warum nur diese Angst, diese entsetzliche, unerklärliche Angst?! ...

Als Gerd im Morgengrauen zu Hof-am-Berge ankam, fand er seine junge Braut nicht mehr am Leben.

Sie war vor wenigen Tagen erkrankt, ganz plötzlich gestorben, gerade um zwölf Uhr, in der Nacht vor heilige drei Könige.

Frau von Bernheim wollte die Gegend verlassen, sie hatte schon ihrem Rechtsanwalt Auftrag gegeben, das Gut zu verkaufen. Über die Gründe äußerte sie sich in keiner Weise, obwohl es befremdlich war, daß jemand eine jahrelang bewohnte Scholle so ohne weiteres verließ. Sie wollte in den Süden, einerlei wohin, und sie würde auch nicht mehr zurückkommen.

Sie war gerade nach Hof-am-Berge hinüber-

gefahren, um den eben angekommenen Eltern der armen Eva, die von der Trauernachricht mitten im bunten Leben der Riviera überrascht worden waren, ihre Teilnahme auszusprechen und sich gleichzeitig zu verabschieden.

Frau von Allenstein und Gerd brachten der plötzlichen Abreise der Frau von Bernheim nicht allzuviel Interesse entgegen, sie dankten ihr nur für ihre Güte, denn Frau von Bernheim hatte die Verstorbene mit größter Sorgfalt gepflegt und war noch bis zur letzten Stunde bei ihr gewesen.

Als dieses traurige Thema, das jetzt das ganze Haus beherrschte, erledigt und in allen Einzelheiten durchgesprochen war, wandten sich die tränenmüden Augen aller wieder auf die dunkle Flügeltür, hinter der Eva von Allenstein aufgebahrt lag.

Frau von Bernheim fühlte den Moment gekommen, die Leidtragenden wieder sich selbst zu überlassen, und erhob sich.

Sie verabschiedete sich in herzlichster Weise, nochmals jeden Dank für ihre Aufopferung und Güte abweisend, warf noch einen langen Blick auf die Tür, die sie von der Bahre trennte, und wandte sich dann mit einer schnellen, etwas unruhigen Bewegung zu dem alten Herrn von Allenstein.

»Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, einen Augenblick, wenn ich bitten darf!« meinte sie freundlich.

Der alte Mann zuckte merklich zusammen, mit etwas unsicheren Schritten ging er der Dame voraus und bat sie höflich in sein Arbeitszimmer.

»Wollen Sie nicht Platz nehmen, bitte?«

»Ich danke! Ich will gleich gehen.«

Herr von Allenstein sah erwartungsvoll in das vornehme Gesicht der alten, noch immer schönen Frau und ein unsagbar angstvolles Gefühl krampfte ihm das Herz zusammen, als er den merkwürdig starren, erbarmungslosen Ausdruck gewahrte, den die feinen Züge der Dame trugen.

»Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen,« begann Frau von Bernheim mit schneidender Stimme und richtete sich hoch auf, »ich gehe ja jetzt, auf Nimmerwiedersehen, und das wird Ihnen wohl sehr lieb sein, nicht wahr? Aber ist es nicht merkwürdig, daß Ihre Tochter gerade in der Nacht auf heilige drei Könige gestorben ist, gerade in der Nacht, die auch mir so unvergeßlich ist, mir — und Ihnen, Herr von Allenstein?«

Der alte Mann sank in sich zusammen, seine Finger krallten sich in ohnmächtiger Wut in die harten Beschläge seines Sessels.

»Mit Rätselraten beschäftige ich mich nicht, gnädige Frau,« sagte er heiser.

Frau von Bernheim sah ihn mit einem Blick unsagbaren Hasses an.

»Nicht? Sie raten keine Rätsel? Dann will ich Ihnen helfen. Ich will es Ihnen jetzt sagen, bevor ich wegfahre, damit Sie allein damit bleiben. Wissen Sie, was das letzte Wort Ihrer Tochter war, das sie sterbend mit dem letzten Atemzug in der Angst der letzten Stunde geflüstert hat? Ich will es Ihnen sagen, Herr von Allenstein — ihr letztes Wort war — Coeur-As!«

Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart, Berlin, Leipzig

Meister-Romane des Union-Verlags

Unser Haus
Ein Buch von Felix Hollaender
11.—20. Tausend

Tragik des Glücks
Roman von Wilhelm Fischer in Graz

Die Last
Roman von Georg Engel
11.—16. Tausend

Stürme
Liebesroman von Hans Land
48.—53. Tausend

Labyrinth des Herzens
Novellen von Kurt Münzer

Geheftet und gebunden erschienen

Zu haben in allen Buchhandlungen

Verzeichnis über Geschenkwerke sowie Romane, Novellen, Jugendschriften usw. von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart kostenfrei.